DIE TÜRKEN UND DAS OSMANISCHE REICH

VON

EUGEN OBERHUMMER

MIT DREI TAFELN UND
ZWEI KARTENSKIZZEN IM TEXT

ERWEITERTER SONDERABDRUCK
AUS JAHRGANG XXII UND XXIII DER
GEOGRAPHISCHEN ZEITSCHRIFT

1917
VERLAG VON B. G. TEUBNER · LEIPZIG UND BERLIN

Vorwort.

Vorliegende Arbeit enthält die Zusammenfassung einer Reihe von Aufsätzen, welche ich in der Geographischen Zeitschrift 1916 S. 65—87, 612—32; 1917 S. 78—104, 133—62 auf Einladung der Schriftleitung veröffentlicht habe. Der leitende Gedanke war für mich dabei nicht sowohl eine geographische Übersicht des türkischen Reiches, die gegenüber jüngst erschienenen Darstellungen in diesem Rahmen kaum etwas Neues hätte bringen können, als ein Blick auf das Türkentum in seiner gesamten völkischen und geschichtlichen Bedeutung sowie auf die besondere Entwicklung des osmanischen Staatswesens nach seinen geographischen Grundlagen. Seit Vámbéry 1885 ein umfassendes Bild des ganzen türkischen Volkstums entworfen hat, ist viel neuer Stoff hinzugekommen, wovon die Entzifferung der alttürkischen Inschriften den wichtigsten geliefert hat. Auch die Geschichte des Osmanenreiches hat neue und wertvolle Darstellungen erfahren, läßt aber der geographischen Begründung noch vielfach Raum. Meine eigene, an frühere Reisen und Studien anknüpfende Beschäftigung mit dem Gegenstand hat zu manchen Ergebnissen geführt, welche das Erscheinen dieser Schrift, wie ich hoffe, auch neben der umfangreichen politischen und wirtschaftlichen Tagesliteratur über die im Daseinskampf uns eng verbundene Türkei rechtfertigen wird. Als eine Ergänzung vorliegender Schrift mag auf meinen Aufsatz „Die Türkei im Weltkrieg“ in Meyers Konversationslexikon, Kriegsnachtrag[1]), 2. Band (1917) verwiesen werden.

Dem Verlag bin ich für die Bereitwilligkeit, die Aufsätze in einer Sonderausgabe erscheinen zu lassen, zu besonderem Danke verpflichtet. Ich fand dadurch Gelegenheit, nicht nur Einzelheiten zu verbessern, sondern in einem Anhang auch Ausführungen beizufügen, die aus Rücksicht auf Raum und Inhalt in der Zeitschrift nicht mehr Platz finden konnten, im Zusammenhang des Ganzen aber manchem willkommen sein dürften. Auch war hierdurch die Möglichkeit gegeben, die schließlich stark angewachsene Menge von Einzeltatsachen und literarischen Verweisen durch ein Autoren- und Sachregister leicht zugänglich zu machen. Das Register ist der Sonderausgabe angepaßt, während für die Rückverweise im Text die Seitenzahlen der Zeitschrift beibehalten sind.

Wien, im Mai 1917.

E. Oberhummer.

---

1) Auch selbständig erschienen als „Der Krieg 1914—17“, hrsg. von Dietrich Schäfer.

Inhaltsübersicht.

Die Türken und das osmanische Reich.[1])

I Teil.

In der Erkenntnis, daß wie für Deutschland und Österreich-Ungarn Sein und Nichtsein auf dem Spiele steht, hat sich im Oktober 1914 die Türkei als Verbündeter den beiden Kaisermächten angeschlossen. Durch den Angriff des von Rußland geschürten Balkanbundes auf einen kleinen Rest ihrer europäischen Besitzungen zurückgedrängt, mußte die Türkei den Todesstoß ihres unerbittlichen Feindes und die Verwirklichung des Programmes Peters des Großen und Katharinas II. erwarten, wenn nicht alle Kräfte zum energischen Widerstand vereinigt wurden. Mit bewundernswerter Energie hat sich der im Balkankriege schwer erschütterte Staat zu neuem Leben aufgerafft und wird, solange die Zentralmächte siegreich bleiben, seine alte Widerstandskraft zu bewahren wissen.

Der türkische Staat ist nach seiner Entstehung und seinen Grundlagen ein von den übrigen europäischen Mächten so verschiedenes Gemeinwesen, daß es sich wohl verlohnt, diese Eigenart schärfer ins Auge zu fassen. Zu ihrem Verständnis scheinen mir als Hauptmomente in Betracht zu kommen 1. die ethnischen Grundlagen des türkischen Volkstums, 2. seine Stellung in Kultur und Geschichte, 3. die geographische und historische Eigenart des osmanischen Reiches.

I. Die ethnischen Grundlagen.

„Des Volkes Seele lebt in seiner Sprache." Hat dieses Wort von Felix Dahn auch nicht unbedingte Gültigkeit für Völker niedriger Kultur, wo Sprachentausch nicht selten ist und Rasse oder Lebensweise die Eigenart des Volkes schärfer kennzeichnen — ich erinnere an die amerikanischen Neger oder an die Wahuma, die als rassereine Hamiten die Sprache der unterworfenen Bantu angenommen haben —, so tritt die Berechtigung des Satzes mit fortschreitender Kultur und nationaler Entwicklung in steigendem Maße hervor. Wie Finnen und Magyaren haben die osmanischen Türken durch weitgehende Blutmischung ihren ursprünglichen Rassentypus längst abgestreift, bilden aber vermöge ihrer Sprache ein scharf unterschiedenes Glied der europäischen Völkerfamilie und tragen gleich den ersteren den Stempel asiatischer Verwandtschaft deutlich an der Stirn.

Der ural-altaische Sprachstamm.

Die osmanisch-türkische Sprache, das offizielle Idiom des türkischen Staates und zugleich die allgemeine Volkssprache seines Kernlandes Klein-Asien, ist eine besondere Ausprägung der weit verbreiteten Gruppe der türkischen oder tatarischen Sprachen, eines Zweiges des großen ural-altaischen Sprachstammes.

1) Die eingeklammerten Zahlen am inneren Rande der Seitenüberschriften sind die Seitenzahlen der Geographischen Zeitschrift.

Der Zusammenhang dieses gewaltigen Sprachgebietes von Lappland und Ungarn bis Japan ist heute unbestritten, obwohl dessen einzelne Zweige keineswegs eine solche Übereinstimmung im Wortschatz zeigen wie z. B. die indogermanischen Sprachen. Das erhellt schon aus den Zahlwörtern, diesen sonst auffälligsten Zeugen der Wortverwandtschaft. Jeder Zweig der ural-altaischen Sprachen hat seine besonderen Zahlwörter: sie sind erst nach der Absonderung der einzelnen Zweige ausgebildet worden. Das Übereinstimmende liegt vielmehr im Bau der Sprachen und in wesentlichen Merkmalen der Wortbildung, der Agglutination und Vokalharmonie. Wie die semitischen Sprachen, besonders das Arabische, eine dem fremden Ohr unfaßbare Feinheit in der Abstufung der Konsonantenreihen aufweisen, so hat sich das Gehör der ural-altaischen Völker an ein so feines Empfinden für den Vokalklang gewöhnt, daß bei der Wortbildung in den Suffixen nur Vokale derselben physiologischen Verwandtschaftsgruppe auftreten dürfen wie in der Stammsilbe. Das gilt für das Magyarische ebenso wie für das Türkische oder Tungusische. Obwohl nicht alle ural-altaischen Sprachen eine so lange Vokalreihe besitzen wie das Magyarische, wo man in der Schrift deren fünfzehn unterscheidet, weist doch überall das Streben nach harmonischer Anpassung auf eine Entwicklung aus gemeinsamer Grundlage.

Diese Gemeinsamkeit zeigt sich nicht nur in der Wortbildung und manchen anderen Eigentümlichkeiten der Konjugation usw., sondern auch im Satzbau und dem ganzen Geist der Sprachen. In dieser Beziehung sind die Wahrnehmungen unbefangener Beobachter über die innere Verwandtschaft des Türkischen und Japanischen von Interesse. E. Naumann[1]) sagt darüber: „So grundverschieden nun der allgemeine Eindruck des Volkswesens im äußersten Westen und im äußersten Osten Asiens sein mag, gibt es doch wieder soundso viele Berührungspunkte, welche zu beweisen scheinen, daß Japaner und Türken, wenn sie auch viel weiter auseinander wohnen, als irgendwelche sonstige Gruppen des großen Erdteils, Verwandte sind.

Schon die Sprache weist auf enge Beziehungen hin. Beide Völker stammen aus den ural-altaischen Gebieten und haben von ihrer Urheimat her ein Idiom bewahrt, welches zwar in jedem Falle einen ganz anderen Wortschatz aufweist, sich aber doch nach denselben Gesetzen zusammenfügt. Die japanische Ausdrucksweise schien mir trotz der Wortverschiedenheiten soundso oft durchzuleuchten." Naumann gibt im Folgenden eine Reihe von Parallelen des sprachlichen Ausdrucks wie auch sonstiger Lebensäußerungen bei beiden Völkern. Diese Übereinstimmung des Sprachgeistes bestätigte mir ebenso ein Japaner, der vor Jahren bei mir in Wien hörte, dann Konstantinopel besuchte und nach der Rückkehr seine Überraschung über den seiner eigenen Sprache kongenialen Gedankengang des Türkischen äußerte.

Die heutige Sprachforschung scheidet den großen ural-altaischen Sprachstamm in zwei Hauptäste, den uralischen und den altaischen. Ersterer zerfällt in den samojedischen und den finnisch-ugrischen Zweig, zu welchem das Magyarische gehört, letzterer in den türkischen, mongolischen, tungusischen und japanischen Zweig. Die Differenzierung der einzelnen Zweige scheint weiter zurück-

1) Vom Goldenen Horn bis zu den Quellen des Euphrat S. 156f.

zuliegen als bei den indogermanischen Sprachen, denn das Gemeinsame, die wesentlich gleiche Struktur, wird überwuchert von Verschiedenheiten, zu deren Herausbildung unbedingt große Zeiträume erforderlich waren. Wir haben uns hier nur mit dem Zweige der Turkvölker zu beschäftigen, der trotz seiner weiten geographischen Verbreitung eine sprachlich geschlossene Einheit darstellt.

Der Zusammenhang der ural-altaischen Völker und Sprachen ist zuerst von dem finnischen Sprachforscher A. Castrén, † 1852 in Helsingfors, erkannt worden. Wir verdanken ihm vor allem die Kenntnis der finnisch-ugrischen, aber auch einzelner altaischer Sprachen, ferner der sprachlich ganz isolierten, den nordasiatischen Urvölkern zugehörigen Jenissei-Ostjaken sowie der Kotten, von denen Castrén nur noch 5 Individuen traf. Ein großer Teil seiner Arbeiten wurde in Castréns „Nordische Reisen und Studien" (11 B. 1853—58) von A. Schiefner im Auftrage der Petersburger Akademie neu herausgegeben. In Betracht kommt hier besonders B. VIII „Ethnologische Vorlesungen über die Altaischen Völker". Hier wie in den anschließenden Arbeiten des deutschen Sinologen W. Schott „Über das altaische und finnisch-tatarische Sprachengeschlecht" 1849 und „Altajische Studien" I—V (Abh. Ak. Berlin 1860—72) ist „altaisch" nicht in dem Sinne der heutigen Beschränkung auf den östlichen Ast, sondern vom ganzen Sprachstamm, also = ural-altaisch zu verstehen. Auf die weiteren Arbeiten finnischer und ungarischer Forscher über den uralischen Ast kann hier nicht eingegangen werden. Eine zusammenfassende Darstellung des ganzen Völkerkreises versuchte Heinrich Winkler, Uralaltaische Völker und Sprachen 1884 und „Das Uralaltaische und seine Gruppen" 1. u. 2. Lief. 1885. Den altaischen Ast allein behandelt J. Grunzel, Entwurf einer vergleichenden Grammatik der altaischen Sprachen 1895.

Von den allgemeinen Werken über vergleichende Sprachwissenschaft bespricht Friedrich Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft II 2 (1882) die Sprachen der uralischen und altaischen Völker mit Rücksicht auf deren wurzelhafte Verschiedenheit (die aber auch innerhalb der altaischen Sprachen, z. B. türkisch oder mongolisch und japanisch, besteht!) noch getrennt; vgl. seine Allg. Ethnographie 2. A. 377 ff. F. Misteli, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues (1893) scheidet die Klasse der agglutinierenden Sprachen in den ural-altaischen und den dravidischen Typus und erläutert ersteren an dem Beispiel des Magyarischen, Finnischen und Jakutischen. F. N. Finck, Die Sprachstämme des Erdkreises (1909) gibt eine kurze Übersicht aller Sprachen des ural-altaischen Stammes und charakterisiert in „Haupttypen des Sprachbaus" (1910) die türkische oder Osmanlisprache.

Für die türkischen Sprachen und Völker im Besonderen sind die Arbeiten des Ungarn Hermann Vámbéry (1832—1913) und des seit 1858 in Rußland tätigen Deutschen (geb. 1837 in Berlin) Wilhelm Radloff bahnbrechend geworden. Von Vámbéry liegt außer seinen historischen und Reisewerken die unentbehrliche zusammenfassende Darstellung „Das Türkenvolk" (1885) vor. Von seinen sprachlichen Untersuchungen kommen hier hauptsächlich in Betracht: Čagataische Sprachstudien 1867, Uigurische Sprachmonumente 1870, Etymologisches Wörterbuch der turko-tatarischen Sprachen 1878, Altosmanische Sprachstudien 1901. Radloff hat seine Untersuchungen hauptsächlich den Turkvölkern Russisch-Asiens und den alten türkischen Sprachdenkmälern zugewendet. Er gilt derzeit als die vornehmste Autorität auf dem Gebiete der türkischen Sprachvergleichung. Ich nenne von seinen Arbeiten hier: Vergleichende Grammatik der nördlichen Türksprachen I 1882, Ethnographische Übersicht der Türkstämme Sibiriens und der Mongolei 1883 (S.-A. aus Vor.), Proben der Volksliteratur der nördlichen türkischen Stämme 1—10 (1866—1904), Die alttürkischen Inschriften der Mongolei. St. Petersburg 1895. Zweite Folge 1899 (mit F. Hirth und W. Barthold), endlich den großartigen, die Summe seiner Lebensarbeit ziehenden „Versuch eines Wörterbuches der Türk-Dialekte" (russisch und deutsch) I—IV St. Petersburg 1893—1911. Auf die zahlreichen Arbeiten neuerer Forscher über die Turksprachen kann in dieser Übersicht nicht eingegangen werden.

Die Turkvölker.

Die Bezeichnungen Turk oder Türken beruhen auf einem bis in die älteste gemeinsame Heimat zurückreichenden Sprachgebrauch dieser Völker selbst. Die daneben jetzt vorzugsweise für die unter russischer Herrschaft stehenden Turkvölker übliche Bezeichnung Tataren ist vielumstritten. Sie geht auf den zuerst in den alttürkischen Inschriften des 8. Jahrhunderts, dann in chinesischen Berichten des 9. Jahrhunderts auftretenden Namen einer Gruppe mongolischer, vielleicht auch tungusischer Stämme zurück und wurde seit dem 13. Jahrhundert im Abendland allgemein für die unter mongolischer Herrschaft vereinigten Völker, insbesondere des hauptsächlich von türkischen Stämmen bewohnten Reiches der Goldenen Horde oder von Kiptschak gebraucht. Da dieses Reich geographisch im Wesentlichen mit dem heutigem Rußland zusammenfällt, erklärt sich der Gebrauch dieser Bezeichnung für die dortigen Türkstämme. Wo also auf russischem Gebiet von „Tataren" die Rede ist, sind im ethnographischen Sinne immer Türken gemeint.

Nach Klaproth und A. Rémusat hat Ritter, Erdkunde II 252 ff. 274—83 die Geschichte und den Sprachgebrauch des Wortes eingehend erörtert. Seither galt es als ausgemacht, daß die Form Tartaren auf eine willkürliche Verbindung mit dem lateinischen *tartarus* zurückgehe, so Peschel, Eur. Staatenk. 123 u. a. Die durch den chinesischen, arabisch-türkischen und russischen Sprachgebrauch bestätigte Form Tataren wurde nunmehr als allein zulässig betrachtet. Später hat S. W. Koelle, On Tartar and Turk. Journ. R. As. Soc. N. S. XIV 1882 S. 125—59 zu zeigen gesucht, daß die Form Tartaren nicht erst, wie übrigens schon bei Ritter erkennbar, durch jenes auf Ludwig den Heiligen zurückgeführte Wortspiel in Umlauf gekommen sei, sondern die ursprüngliche Form darstelle. Vgl. zur Frage noch Friedr. Müller, Ethnogr. 389; Aug. Müller, Der Islam I 72 A, 2; Th. Schiemann, Rußland, Polen und Livland I 153 A. 1 (nach Howorth, Hist. of the Mongols I 1876); O. Franke, Beitr. z. Kenntnis der Türkvolker (1904) S. 10. Alle diese Erörterungen sind jedoch überholt durch die von Franke anscheinend übersehene Tatsache, daß der Name schon um 700 n. Chr. in der Form *tatar* in den alttürkischen Inschriften der Mongolei nachgewiesen ist. Näheres hierüber im II. Teil dieser Arbeit.

Die geographische Verbreitung der türkischen Völker veranschaulicht Blatt VIII von Gerlands Atlas der Völkerkunde und die darauf beruhenden ethnographischen Karten, ebenso die nach F. Müller entworfene Wandkarte Asiens von V. v. Haardt 1887. Ohne weiteres erhellt hieraus, daß der Schwerpunkt der türkischen Völkergruppe in dem nach ihr benannten Turkestan liegt, während als ihre älteste Heimat der Altai zu betrachten ist. Dieses zusammenhängende Verbreitungsgebiet erstreckt sich vom kaspischen Meer und der unteren Wolga sowie dem Ural bis an den Rand von Hoch-Asien, greift aber in Ost-Turkestan halbinselförmig in das Tarimbecken ein bis über den Lob Nor. Im S bildet der Rand des iranischen Hochlandes die Grenze gegen die iranischen, im N etwa die Breite von Tobolsk jene gegen die finnischen Völker. Letztere und die Tungusen trennen die Hauptmasse der Turkvölker von ihrer nördlichsten Abteilung, den Jakuten beiderseits des Polarkreises von der Chatanga bis zur Kolyma. Die Jakuten können nur durch Einwanderung aus südlicheren Wohnsitzen in ihr jetziges Gebiet gelangt sein, aus dem sie eine ältere Bevölkerungsschicht, die mit den amerikanischen Völkern verwandten Jukagiren, Korjäken, Tschuktschen usw., in den äußersten Winkel Asiens verdrängt haben Der hochaltertümliche

Charakter des Jakutischen, des „Sanskrit unter den Turksprachen“, läßt auf eine frühzeitige Absonderung schließen; doch wird die Ausbreitung nach N aus der Gegend um den Baikalsee erst in das 13. Jahrhundert gesetzt.[1])

Wie die Jakuten nach NO, so haben sich andere türkische Völker aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen nach SW vorgeschoben. Ihr Weg führte einerseits über die Wolga an den Kaukasus und in die Krim, anderseits durch Iran nach Klein-Asien, wo die Osmanen zu einem selbständigen Volke erwuchsen und den Übergang auf die Balkan-Halbinsel fanden. Isolierte Stämme in Iran und Kaukasien bezeichnen den Weg der Wanderung nach W. Als die westlichste Niederlassung eines türkischen Volkes in historischer Zeit müssen wir, abgesehen von Hunnen und Avaren, die ebenfalls zur türkischen Völkergruppe gehören, die Kumanen bezeichnen. Sie waren seit dem 9. Jahrhundert hinter den gleichfalls türkischen Petschenegen bis zur unteren Donau vorgedrungen. Seit 1070 wiederholt mit Ungarn im Kampf, wurden sie nach der Niederlage durch die Mongolen 1235 in 7 Stämmen mit 40000 Familien von Bela IV. zwischen Donau und Theiß angesiedelt, während ein Teil auf der Balkan-Halbinsel, besonders in Bulgarien, zurückblieb. Die in Ungarn angesiedelten Kumanen behielten noch lange ihre türkische Sprache, nomadische Lebensweise und ihren heidnischen Glauben bei und wurden von König Ladislaus IV., dem „Kumanen“ (1275—90), Sohn einer kumanischen Mutter, in ihrer nationalen Eigenart bestärkt und in jeder Weise bevorzugt. Von ihrer Sprache gibt der berühmte Codex Cumanicus der Markusbibliothek in Venedig aus dem Jahre 1303 Kenntnis. Mit dem 14. Jahrhundert beginnt die Magyarisierung der Kumanen. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts war nach Hunfalvy in einigen kumanischen Städten das kumanische Vaterunser in Gebrauch, und der letzte Kumane, der sich noch eine lebendige Kenntnis seines türkischen Idioms bewahrt hatte, starb 1770. Politisch genossen sie jedoch gleich den Jazygen, auf die man den Namen eines antiken Volkes übertragen hat (magyarisch Jász in Ortsnamen wie Jászberény usw.), besondere Vorrechte, die erst 1876 aufgehoben wurden. Ihr in mehrere Stücke zerteiltes und ganz unregelmäßig begrenztes Gebiet ist auf den älteren Karten Ungarns bis 1876 ersichtlich. Jetzt erinnert noch der Name der Komitate Pest-Pilis-Solt-Kiskun (Kleinkumanien) und Jász (Jazygien)-Nagykun (Großkumanien)-Szolnok, die Stadt Kun Szt. Miklós u. a. an jenes im Magyarentum aufgegangene türkische Volkselement.[2]) Das einst kumanische Gebiet ist jetzt so kernmagya-

1) Grundlegende Arbeit von O. Böhtlingk, Über die Sprache der Jakuten. Petersburg 1851. Charakteristik des Jakutischen, mit Sprachprobe, bei Friedr. Müller, Grundr. d. Sprachwiss. II 2 S. 258—304, auch bei F. Misteli, Typen des Sprachbaues S. 348—89. Über die Wanderung H. Schurtz in Helmolts Weltgesch. II 199; Vámbéry, Türkenvolk 148f.

2) Über „Volkstum und Sprache der Kumanen“ handelt O. Blau in Z. d. D. Morg. Ges. 29 (1875) 556—87, über die Überreste der Petschenegen und Kumanen in Bulgarien K. Jireček in Sitz.-Ber. d. Böhm. Ges. d. Wiss., Phil. Kl. 1889, 4—30. Der Cod. Cuman. ist bearbeitet von Géza Kuun, Budapest 1880, und W. Radloff, Das türkische Sprachmaterial des Cod. Coman. Mém. Ac. St. Pétersbourg VII S. T. XXXV 1887. Weiteres bei J. Hunfalvy, Ethnographie Ungarns, deutsch von Schwicker 1877 235—44, 262ff. und „Die Ungarn“ (Völker Österreich-Ungarns V 1881) 82—99, auch Allg. Encykl. II 40 S. 221f. F. Müller, Ethn. 399. Der Abschn. „Jazygien und Kumanien“ (A. Baksay) in „Die öst.-ung. Monarchie, Ungarn II 231—58“ ist volkskundlich von

risch, daß von manchen ungarischen Schriftstellern der türkische Ursprung der Kumanen und Jazygen völlig verkannt werden konnte. Daß ihre Sprache mit der der Petschenegen identisch war, bezeugt Anna Komnena. Mit den türkischen Bestandteilen im Magyarischen, wie mag. *tenger* Meer = türk. *deñiz*, *kapu* mag. u. türk. = Tor usw. hat sie nichts zu tun; diese sind viel älteren Ursprungs und auf asiatische Urnachbarschaft zurückzuführen. Schließlich mag noch erwähnt sein, daß der Name der beiden eigenartigen Völker fortlebt in dem k. u. k. Husarenregiment Nr. 13 Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches, das seit 1859 die Bezeichnung „Jazygier u. Kumanier" führt. Der Stab des Regimentes war vor dem Krieg in Stuhlweißenburg, der Kader in Kecskemét, also mitten im alten Kumanien.

Um die Bedeutung des türkischen Völkerkreises innerhalb Eurasiens richtig zu würdigen, müssen wir ihre geographische und historische Stellung etwas näher ins Auge fassen. Das ungeheure Verbreitungsgebiet vom sibirischen Eismeer bis zum Mittelmeer haben wir in Umrissen bereits gekennzeichnet. Fügen wir hinzu, daß die heute lebenden Turkvölker sich von der Balkan-Halbinsel bis in die chinesische Provinz Kansu erstrecken, wo die in jüngster Zeit bekannt gewordenen Salaren[1]) ihr äußerstes Glied darstellen, so haben wir damit auch die west-östliche Ausdehnung angedeutet. Auf diesem ganzen Gebiet finden wir geographische Namen türkischen Ursprungs verstreut. Es wäre eine lohnende Aufgabe für die geographische Namenkunde, diese Verbreitungsgrenzen türkischer Namen in Asien festzustellen und um so leichter, als die türkische Namengebung sehr gleichförmig, einfach und durchsichtig ist.

Eine Übersicht der Hauptgruppen der Turkvölker, ohne Anspruch auf erschöpfende Aufzählung der einzelnen Stämme, wird ihre bedeutende Stellung innerhalb der eurasischen Völkermasse näher beleuchten. Ein großer Teil entfällt auf das russische Reich, für das allein einigermaßen verläßliche ziffernmäßige Daten vorliegen. Sie sind an leicht zugänglicher Stelle nach A. F. Rittich und Wenjukow von A. Petermann und nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1897 von A. Supan zusammengestellt.[2]) Für das übrige Gebiet ist man meist auf Schätzungen angewiesen. Die folgende Gruppierung fußt auf ethnographischen und geographischen Gesichtspunkten.

1. Die Jakuten. Ihre geographische und sprachliche Sonderstellung wurde oben besprochen. Sie sind vermöge ihrer Lage das einzige türkische Volk, das den Islam nicht angenommen hat. Ihre Sprache ist in einem großen Teile Ost-Sibiriens die allgemeine Geschäfts- und Umgangssprache. Zahl 227 000.

2. Die sibirischen Tataren, zahlreiche Stämme, für deren Aufzählung ich auf Petermann-Rittich, Vámbéry und besonders Radloff, Ethnogr. Übersicht verweise. Zahl (1897) 210 000.

Interesse, wird aber der historischen und ethnographischen Eigenart des kumanischen Volkstums nicht gerecht.

1) W. W. Rockhill, Diary of a Journey through Mongolia and Tibet. Wash. 1894. A. Tafel, meine Tibetreise I 161—65. Nach den dort gegebenen Proben ist die Sprache rein türkisch (dschagataisch), mit mongolischen und chinesischen Lehnwörtern.

2) Pet. Mitt. 1877, 1—9, 141—149, Taf. I; 1905, 285 f. Erg.-H. 54 (1878) und 163 (1909) S. 129 ff.

3. Kasak-Kirgisen oder (minder richtig) Kirgis-Kaisaken, das räumlich am weitesten verbreitete türkische Volk, vom Irtysch und Altai bis zum Kaukasus. Sie selbst nennen sich Kasak oder Kaisak, ein Wort, das wohl am besten mit „Freibeuter" übersetzt wird. Von den Kirgisen ging der Name wahrscheinlich auf die seit dem 13. Jahrhundert in der *Ukraina* genannten Grenzzone der Tatarenreiche gegen Rußland und Polen angesiedelten und selbständig organisierten Freischaren über, deren weitere Entwicklung mit der polnischen und russischen Geschichte aufs engste verknüpft ist. Im Russischen lautet das Wort wie im Türkischen *kasák*, pl. *kasakí*, im Polnischen *kózak*, was für die westeuropäischen Völker maßgebend wurde, da diese zu Polen mehr Beziehungen hatten und die ältere Entwicklung des Kosakentums überhaupt zunächst der ukrainischen, dann der polnischen Geschichte angehört.

Viel unwahrscheinlicher ist die Ableitung des Namens von dem tscherkessischen Stamm der Kasogen, welche Th. Schiemann, Rußland, Polen und Livland I 334 A. vertritt, wenn auch zugegeben werden muß, daß ein direkter Zusammenhang des Kosakentums mit den Kirgisen sich nicht nachweisen läßt. Vgl. im übrigen zu dieser Frage F. v. Stein, Die russischen Kosakenheere (Pet. Mitt. Erg.-H. 71) S. 1 A. W. Milkowicz in Helmolts Weltgesch. V 538ff. M. Dragomanow in Ersch und Grubers Encykl. II 39 S. 126ff., wonach das Wort bereits im Cod. Cuman. (s. o.) vorkommt. Mit Recht weist Vámbéry, Türkenvolk 280f. darauf hin, daß auch das Wort *Ataman* (keinrussisch *Hetman*) aus dem Türkischen ins Russische eingedrungen ist, wie auch die polnische Truppe der Uhlanen von dem türkischen Wort *oglan* „Bursche" ihren Namen hat. Das vollständigste Material über das Wort *kasak* findet man jetzt in Radloffs großem Wörterbuch (s. o.) II 364f.; hiernach ist die Bedeutung im Dschagataischen, Kasanischen und Krimtatarischen: ein freier unabhängiger Mensch, Abenteurer, Vagabund; ein kühner, gewandter Mensch, ein kühner Reiter. Ähnlich schon A. Pavet de Courteille, Dictionn. Turk-Oriental 1870 S. 404.

Die Kasak-Kirgisen gliedern sich mindestens seit den letzten Jahrhunderten, wo sie in der Geschichte Zentral-Asiens häufig hervortreten, in drei Horden, die große um den Balkasch-See, die mittlere vom Irtysch bis zum Tobol und die kleine n. vom Aral-See und kaspischen Meer. Von letzterer hat sich wieder die innere oder Bukejewsche Horde zwischen Ural und Wolga abgezweigt. Gegenüber früheren Angaben über die Volkszahl von höchstens 2—2½ Mill. weist der russische Zensus von 1897 eine Gesamtzahl von 4 084 000 innerhalb des russischen Reiches auf, wovon 264 000 auf das europäische Rußland entfallen. Jedenfalls ist das die große Mehrzahl des Volkes, doch finden wir Kasak-Kirgisen auch in den turkestanischen Chanaten[1]), und in der nordwestlichen Mongolei weist der Name des Kirgis Nor auf ihre Verbreitung nach O. Ihre Sprache ist einer der reinsten Dialekte; doch scheinen die schon im 7. Jahrhundert unter diesem Namen genannten Kirgisen nicht ursprünglich türkisch gewesen zu sein, s. Radloff 300f., Thomsen 140. Ihre ältesten Wohnsitze setzt Radloff, Alttürk. Inschr. 425, an den oberen Jenissei. Über neuere Wanderungen in jener Gegend s. Ratzel Völk. II 519f.

4. Von den Kasak-Kirgisen zu trennen, obwohl ursprünglich damit verwandt, sind die Kara-Kirgisen. Sie wohnen nur zum kleineren Teil auf russischem (1897 : 202 000), zum größeren Teil auf chinesischem Gebiet, vom Pamir über den Tien Schan bis zum Altai, fehlen aber auch in den Chanaten nicht.

---

1) A. Olufsen, The Emir of Bokhara 1911 S. 293ff.

Sven Hedin und andere zentral-asiatische Forscher haben uns ihre Lebensweise eingehend geschildert. Ihre Gesamtzahl wird auf 850 000 geschätzt.

5. An die Kara-Kirgisen schließt sich geographisch naturgemäß die Hauptmasse der auf chinesischem Gebiet lebenden Türken, ursprünglich meist iranischen Stammes, erst seit etwa 900 durch die Uiguren türkisiert und islamisiert (s. u.). Man bezeichnet sie gewöhnlich als Ost-Turkestaner oder Kaschgarier. Sie sind die Bewohner des Tarimbeckens und seiner Randlandschaften und bilden als solche die östlichste Gruppe der mitttel-asiatischen Türken. Die oben erwähnten Salaren in Kansu können wohl als ihr äußerster Vorposten nach O bezeichnet werden. Politisch war diese Gruppe zuletzt im Reiche Jakub Begs 1865—76 geeint. Die Gesamtbevölkerung von Ost-Turkestan wird gewöhnlich auf 1 Mill. veranschlagt. Sven Hedin, Scient. Results II 604 bis 614 geht aber nach sorgfältiger Schätzung bis zu 2 Mill. Trotz Rassenmischung (s. u.) gehört diese Bevölkerung weitaus überwiegend zum türkischen Sprachbereich.

6. Eine eigentümliche Stellung nehmen die in der chinesischen Dsungarei wohnenden Dunganen und die im Ilitale teils auf russischem, teils auf chinesischem Gebiet angesiedelten Tarantschen ein. Erstere sollen türkischer Abkunft sein und haben den Islam angenommen, sind aber nach Sprache und Sitte, nach der Meinung einiger Forscher auch ihrem Ursprung nach Chinesen. Jedenfalls können wir sie heute nicht mehr zu den Turkvölkern rechnen. Die Tarantschen dagegen, der Wortbedeutung ihres Namens nach Ackerbauer, sind als solche von den Chinesen nach der Besetzung des Ilitales um 1750 aus Ost-Turkestan dorthin verpflanzt worden. Sie sollen mit iranischem Blut gemischt sein, sind aber in der Hauptsache zweifellos Türken und selbstverständlich Mohammedaner. Ihre Zahl betrug 1897 auf russischem Boden 56 000. Da die Mehrzahl seit 1877 von chinesischem auf russisches Gebiet übersiedelt ist, dürfte die Gesamtzahl des Volkes nur wenig größer sein. Verlässige Angaben liegen für den chinesischen Anteil ebensowenig vor wie für die jedenfalls weit zahlreicheren Dunganen. Näheres bei Radloff, Ethnog. Übersicht 18 ff.

7. Eine wechselvolle Vergangenheit scheinen die Karakalpaken (Schwarzmützen) hinter sich zu haben. Nach Vámbéry stehen sie weder zu den Kirgisen noch zu den Usbeken (s. u.), wie von einigen behauptet wird, in näherer Beziehung, sondern waren ursprünglich im Wolgagebiet ansässig und sind erst im 17. Jahrhundert in Turkestan eingewandert. Ihre Hauptmasse wohnt jetzt im Delta des Amu, teils in Chiwa, teils auf russischem Gebiet, kleinere Gruppen in Serafschan und Ferghana, ein Teil nach Olufsen auch in Buchara. Der russische Zensus weist 104 000 Karakalpaken auf; ihre Zahl in den Chanaten ist nicht bekannt, dürfte aber wohl auf die Hälfte der vorigen zu veranschlagen sein.

8. Das in den Kulturgebieten Turkestans wichtigste türkische Volk sind die Usbeken (Oezbegen), so genannt nach einem gleichnamigen Chan der Goldenen Horde 1312—40. Sie sind neben den Kaschgariern die Hauptträger der osttürkischen oder dschagataischen Kultursprache (s. u.) und teils seßhafte Ackerbauer, teils Nomaden. Physisch scheinen sie stark vom iranischen Typus beeinflußt zu sein, doch ist ihr Typus kein einheitlicher, wie überhaupt der Name mehr einem politischen und sozialen als ethnischen Begriff entspricht. Sie sind

aus verschiedenen türkischen Stämmen zusammengeschmolzen, welche Radloff, Vgl. Gramm. XXXV 11 f., analysiert. Der russische Zensus verzeichnet 727 000 Usbeken. Vámbéry Türkenv. 366 schätzt ihre Zahl außerhalb auf mindestens 1 Mill. in Buchara, 700 000 in Chiwa und 200 000 in Afghanistan. Die Zahl für Chiwa ist entschieden zu hoch, da dessen Gesamtbevölkerung auf nur 800 000 geschätzt wird, davon aber mindestens die Häfte auf Karakalpaken und Turkmenen entfällt. Für Buchara nimmt Olufsen, The Emir of Bokhara 282 eine Gesamtbevölkerung von 3—3½ Mill. an, wohl ebenfalls zu hoch, da sie sonst nur auf 1¼—1½ Mill. geschätzt wird.[1]) Die von Vámbéry und Grunzel a. a. O. angenommene Gesamtzahl von 2 Mill. Usbeken ist mit Einrechnung des russischen Zensus jedenfalls nicht zu hoch.

9. Das ethnographisch am schwierigsten zu fassende Element in der Bevölkerung Zentral-Asiens sind die Sarten. Gegenüber dem klaren Gegensatz der iranischen Tadschiks, mit denen wir uns hier nicht zu beschäftigen haben, und der türkischen Usbeken usw. stehen die Sarten als ein Mischtypus städtischer Bevölkerung, mit dem sich der Reisende wie der Ethnograph irgendwie abfinden muß. Übereinstimmend sind die Angaben, daß der Name nicht ein besonderes Volk, sondern eine soziale Schicht bezeichnet, im Wesentlichen die türkisch sprechenden Bewohner der turkestanischen Städte, ebenso auch, daß die Sarten in ihrer körperlichen Erscheinung wie auch in ihrem Charakter nichts mit den eigentlichen Turkvölkern gemein haben. Sie gelten vielmehr als die türkisierte Urbevölkerung bez. als eine Mischung aller dort vertretenen Elemente. Im Gegensatz zu dem geraden und ehrlichen Charakter der eigentlichen Türken werden die Sarten allgemein als ein Ausbund moralischer Verkommenheit, bei äußerlich einnehmender Haltung, geschildert, so besonders von Franz v. Schwarz, Turkestan 25. Den Namen wollte P. Lerch[2]) auf das Ptol. VI 14, 10f. bezeugte Volk der Iaxartai n. vom gleichnamigen Fluß, j. Syr, zurückführen und glaubte darin auch die Wurzel des neupersischen *sher* Stadt zu erkennen. Diese Ableitung bezweifelt Vámbéry, Türkenv. 370f. mit Recht und weist darauf hin, daß der Name in der heute gebräuchlichen Form schon in dem 1069 geschriebenen uigurischen Literaturdenkmal Kudatku Bilik, worüber u., in der Bedeutung „Kaufmann" und, wie jetzt, im Gegensatz zu Tadschik gebraucht wird (*sartlar baschi* = Oberster der Kaufleute). Ebenso findet sich der Name im Babernameh (s. u.) in Gebrauch. In Buchara scheint die Bezeichnung Sarten nach Olufsen 283f. weniger üblich zu sein als in Russisch-Turkestan und sowohl auf Tadschiks als Usbeken angewendet zu werden. Anderseits begegnen wir der Bezeichnung auch in Ost-Turkestan.[3]) Wie weit sie hier und in den Chanaten zahlenmäßig faßbar sind, entzieht sich meinem Urteil. In Russisch-Turkestan werden sie jedenfalls seit jeher als ein besonderes Element ausgewiesen und vom Zensus den Turkvölkern zugerechnet. Schon 1880 hat Kostenko ihre Zahl mit 690 000

1) Supan, Bev. d. E XI 1901 S. 33 hält 1½ Mill für ein Minimum. Meyers Konv.-Lex. III 1903 gibt eine Aufteilung nach Nationalitäten, wobei nur 200 000 Usbeken gegen 600 000 Tadschiks herauskommen würden. Ebenso groß wird dort die Zahl der Usbeken für Chiwa angenommen, in beiden Fällen wohl zu niedrig.

2) Das Russische Turkestan. Russ. Revue I 1872.

3) Vámbéry 334 nach Potanin, v. Schwarz 39; Hedin, Durch Asiens Wüsten I 291 ö.

angegeben; der Zensus von 1897 weist 969000 Sarten auf. Mit Zurechnung der Sarten in den Chanaten und Ost-Turkestan ist also die runde Zahl von 1 Mill. ein Minimum.

10. Ein Volk von scharf ausgeprägter Eigenart, wenn auch dem Blute nach mit nichttürkischen, besonders persischen Elementen gemischt, sind die Turkmenen, gleich den Kirgisen den Typus des reinen Nomadentums darstellend. Seit jeher in der aralo-kaspischen Steppe ansässig, haben sie doch auch Schwärme nach W entsendet. Wir finden sie noch in Klein-Asien. Sie zerfallen in eine Anzahl ziemlich scharf geschiedener Stämme, die Vámbéry, Türkenv., und F. v. Stein, Die Turkmenen (Pet. Mitt. 1880), einzeln besprochen und nach ihrer Seelenzahl geschätzt haben. Ihre Gesamtzahl von 900000 bis 1 Mill. wird jedoch von neueren Forschern reduziert. So nimmt L. Stieda nach den Untersuchungen von Jaworski[1]) nur $^1/_2$ Mill. an, wobei aber die Turkmenen von Chiwa nicht mitgerechnet zu sein scheinen, die mehrfach (wohl zu hoch) allein auf 400000 geschätzt werden. Der russische Zensus verzeichnet nur 281000, davon 25000 in Kaukasien und 8000 im europäischen Rußland. Rechnet man dazu für Chiwa und Buchara nach mäßigerer Schätzung je 160—170000, so erhalten wir als Summe wenig über 600000.

11. Rein geographisch schließe ich an die Bewohner Turkestans eine Gruppe zerstreuter türkischer Stämme, die wir in ihrer Gesamtheit als iranische Türken bezeichnen können. Außer den schon erwähnten, nach Iran übergreifenden Teilen der Usbeken und Turkmenen sind hier zunächst die in Afghanistan angesiedelten Aimak und Hasara zu nennen, deren Stellung zwischen dem türkischen und dem mongolischen Zweig der altaischen Völker nicht ganz geklärt scheint. Übereinstimmend sind die Angaben nur bezüglich ihres rein mongolischen Typus, der sich scharf von den iranischen Afghanen abhebt, wie sie auch in ihrer Abgeschlossenheit und Lebensweise ganz isoliert sind. Ihre Sprache wird mehrfach als persischer Dialekt bezeichnet, was sich aber nur auf die starke Durchsetzung mit persischen Elementen zu beziehen scheint. Fr. Müller und entsprechend v. Haardts Karte stellt sie zu den Mongolen, Gerland u. a. aber zu den Turkvölkern; doch zählt sie Vámbéry unter diesen nicht auf. Finck bezeichnet die Grundlage ihrer Sprache als west-mongolisch. Auch neuere Werke über Afghanistan geben darüber keine volle Klarheit.[2]) Wir werden daher wohltun, von diesen beiden interessanten Völkern bei der Übersicht der Turkstämme vorläufig abzusehen.

Zweifellos türkische Stämme haben sich in verschiedenen Teilen Persiens niedergelassen, darunter die Kadscharen in Masenderan, aus denen die seit 1794 in Persien regierende Dynastie entstammt. Am dichtesten ist das türkische Element in der jetzt zum Kriegsschauplatz gewordenen Provinz Aserbeidschan,

1) Globus 74 (1895), S. 93ff.; ähnlich F. v. Schwarz 44ff.

2) Älteres Material gesammelt bei Ritter, Erdkunde VIII 134ff. u. ö. Ratzel. Völkerkunde II 603 und Sievers, Asien 215 rechnen die Hasara zu den Türken, Angus Hamilton, Afghanistan 1906 S. 262f. zu den Mongolen. Frank A. Martin, Under the Absolute Amir 1907 S. 64 spricht nur von ihrem mongolischen Typus. G. P. Tate, The Kingdom of Afghanistan (Bombay 1911) bezeichnet sie nach Pet. Mitt. 1912 I 161 ebenfalls als Mongolen.

von wo nach Grothe das Türkische als zweite Umgangssprache bis Kaswin und Hamadan reicht. Für den jetzigen Kampf zwischen Rußland und der Türkei um die Vorherrschaft daselbst ist diese Tatsache nicht ohne Belang. Die Gesamtzahl der iranischen Türken wird mit Vámbéry gewöhnlich zu 2 Mill. angenommen, wozu auch die Berechnungen von Curzon zu stimmen scheinen.

12. Ebenso wie die iranischen Türken fassen wir die Kaukasien bewohnenden Turkvölker geographisch als eine Gruppe zusammen, ohne damit über ihr genealogisches Verhältnis etwas auszusagen. Durch den russischen Zensus stehen uns hier wieder einigermaßen sichere Zahlen zu Gebote. Von der Gesamtzahl von 1 880 000 Turkotataren Kaukasiens bezeichnet der Zensus 1 510 000 als „Tataren" schlechthin. Unter diesen „Tataren" ist nun, wie ein Vergleich der ethnographischen Karten von Rittich in Pet. Mitt. Erg.-H. 54 und N. v. Seidlitz ebd. 1880 Taf. XV sowie die zu letzterer gehörigen Tabellen S. 343f. zeigen, die wesentlich türkische Bevölkerung vom Aras und Kur bis zum kaspischen Meere zu verstehen, die sich unmittelbar an die türkische Bevölkerung Aserbeidschans anschließt und mit dieser bis 1813 unter persischer Herrschaft stand. Statt des farblosen „Tataren" wäre diese große Gruppe richtiger als aserbeidschanische Türken[1]) (bei Seidlitz „aserbeidschanische Tataren") zu bezeichnen. Vámbéry 574, 592 rechnet sie deshalb seinen iranischen Türken (außerhalb der obengenannten 2 Mill.) zu, während er die übrigen Turkstämme Kaukasiens mit den Krimtataren als „Pontustürken" zusammenfaßt. Ihnen sind auch die merkwürdigen, in den jüngsten Kriegsereignissen genannten Schahsewenen, d. h. „die den Schah liebenden" (von türk. *sewmek* lieben), zuzurechnen, welche nach der Jahreszeit über die russisch-persische Grenze wechseln.

Die übrigen Kaukasustürken bilden ethnographische Einheiten, die hier nur äußerlich nach ihre geographischen Lage zusammengefaßt werden. Außer 139 000 osmanischen Türken in dem 1878 an Rußland abgetretenen Gebiet und den schon erwähnten 25 000 Turkmenen kennt der Zensus 83 000 Kumüken, 64 000 Nogaier[2]), 27 000 Karatschaier, 29 000 Karapapaken. Bezüglich der Eigenart dieser Völker und ihrer Wohnsitze muß ich, um nicht zu weit in Einzelheiten abzuschweifen, auf die angeführten Quellen und Spezialwerke über den Kaukasus wie R. v. Erckert, G. Merzbacher usw. verweisen.

13. Der Hauptstock türkischer Völker im europäischen Rußland, zu dem das Generalgouvernement des Kaukasus nicht gerechnet wird, hat seinen Sitz im Stromgebiet der Wolga und der Kama. Wir können diese große Gruppe daher mit Vámbéry als Wolgatürken zusammenfassen. Eine engere Abteilung derselben sind die Kasanischen Tataren, die Überreste des auf den Trümmern des alten bulgarischen Reiches um 1438 errichteten, 1552 von Iwan IV eroberten Reiches von Kasan. Sie sind anthropologisch stark gemischt und vom finnischen und russischen Volkstum stark beeinflußt. Ich hatte vor kurzem Gelegenheit, in einem russischen Gefangenenlager zahlreiche dieser Wolgatürken zu sehen und dabei neben Individuen mit ausgeprägt mongoloidem Typus auch

1) Über die wechselnde Schreibung des aus dem alten Atropatene entwickelten Namens Aderbeidschan vgl. Streck in Encykl. d. Islam I 142.

2) Vgl. über diese den Aufsatz von K. v. Hahn in Pet. Mitt. 1911 II 122—6.

solche zu sehen, welche nach Gesichtsbildung und dem reichlichen rotblonden Bartwuchs viel eher für Großrussen gehalten werden konnten. Kraßnow, Rußland 198 sagt darüber: „Man kann blonde und brünette, dolichokephale und brachykephale Tataren finden, obschon die meisten brünett, brachykephal und stärker als die Russen und Finnen pigmentiert sind.“ Die Hauptmasse der Kasantataren, 675 000, wohnt im Gouvernement Kasan selbst. Wie weit die „Tataren“ der benachbarten Gouvernements dieser ethnischen Gruppe zuzurechnen sind, ist ohne spezielle Untersuchung nicht leicht festzustellen. Die Gesamtzahl von 1 957 000 „Tataren“ im europäischen Rußland verteilt sich nach dem Zensus, freilich in sehr ungleicher Weise, auf sämtliche Gouvernements. Bodenständig sind sie nur im O und S des Reiches, im W hauptsächlich als Diener, Kellner, Kutscher usw. eingeführt. Sie sind, mit wenigen Ausnahmen, Mohammedaner und in ethnographischem Sinne den Turkvölkern zuzurechnen.

Neben diesen mit dem Sammelnamen „Tataren“ bezeichneten Elementen umschließt die Gruppe der Wolgatürken noch mehrere Turkvölker von ausgeprägter Eigenart und besonderem Namen, nämlich die Baschkiren 1 317 000, Tschuwaschen 839 000, Teptjären 118 000 und Meschtscherjaken oder Mischären 53 000. Nach älterer, bei Fr. Müller, Ethn. 381 f. u. a. vertretener Anschauung wären die letztgenannten Völker ursprünglich finnischen Stammes gewesen und erst im Laufe der letzten Jahrhunderte tatarisiert worden. A. Ahlquist, Reisebriefe (Helsingfors 1883) und Vámbéry bestreiten jedoch diese Auffassung lebhaft. Auch die eingehende Monographie der Baschkiren von D. P. Nikolskij (Petersburg 1899, russisch) zeigt, daß diese anthropologisch den Turkvölkern näher stehen als den Finnen. Hierzu werden die Untersuchungen von Pöch (s. u.) bald weiteres Material liefern. Bezüglich der Teptjären wird mehrfach hervorgehoben, daß diese Bezeichnung weniger ethnische als soziale Bedeutung (Leute ohne Grundbesitz, Landstreicher) habe. Doch zählt sie der Zensus unter den Völkergruppen auf. Jedenfalls sprechen alle genannten Völker jetzt ein türkisches Idiom und werden deshalb auch vom Zensus den Turko-Tataren zugerechnet, womit natürlich die Beimischung finnischer Elemente keineswegs ausgeschlossen ist.

Die Gesamtheit aller Bewohner Rußlands türkischer Zunge beträgt nach dem Zensus (1897) 4 625 000 (ohne Kaukasien), im ganzen russischen Reich (ohne Chiwa und Buchara) 13 601 000, d. i. 10,8 % der Gesamtbevölkerung von 1897. Die bedeutende Stellung des türkischen Volkstums als Hauptträger des Islam im russischen Reich ist damit zur Genüge gekennzeichnet.

14. Aus der tatarischen Bevölkerung des europäischen Rußland scheiden wir die in obigen Zahlen bereits inbegriffenen Krimtataren noch besonders aus, weil sie nicht nur geographisch isoliert und von den Wolgatataren räumlich weit getrennt sind, sondern als ethnographische Gruppe über die Grenzen des russischen Reiches hinübergreifen auf die Balkan-Halbinsel. Sie sind der sinnfällige Ausdruck der Tatsache, daß hier der letzte Rest des Mongolenreiches von Kiptschak oder der Goldenen Horde sich in dem Chanat der Krim erhalten hat und türkische Oberhoheit bis 1774 das schwarze Meer zu einem türkischen Binnensee machte. Der Chanat der Krim, dessen Geschichte J. Hammer-Purg-

stall[1]) geschrieben hat, umfaßte wie das heutige Gouvernement Taurien keineswegs bloß die Halbinsel, sondern auch das Land im O des Dnjepr und im N des Asowschen Meeres und erstreckte sich in seiner Blütezeit sogar bis in die Nähe von Moskau. Um 1420 begründet, wurde das Chanat 1478 ein osmanischer Vasallenstaat und das schwarze Meer dadurch zu einem osmanischen Binnensee. Erst der Friede von Kütschük Kainardschi 1774 entzog der Pforte die Oberhoheit über die Krim, welche 1783 dem russischen Reich endgültig einverleibt wurde. Dieser historische Hergang erklärt die Festsetzung des türkischen Elementes auf der Halbinsel. Allerdings beruht dasselbe nur zum Teil auf Einwanderung türkischen Stammes, zum Teil jedoch auf Türkisierung der älteren Bevölkerung. Daher sind sie auch anthropologisch sehr gemischt, s. u. Das gilt jedoch weniger von den Nogaiern, die nach dem Krimkrieg größtenteils nach der Balkan-Halbinsel ausgewandert sind. An sie erinnert noch der Name der nogaischen Steppe und der Stadt Nogaisk. Von den 197 000 „Tataren", welche die Statistik für das Gouvernement Taurien aufweist, entfällt jedenfalls der größte Teil auf die Krim. Im Binnenland weist Rittichs Karte kaum mehr einige tatarische Siedlungen auf.

Vom N des schwarzen Meeres gelangten tatarische Ansiedler schon im Mittelalter auch nach der Balkan-Halbinsel, insbesondere in das heutige Bulgarien. Eine Anzahl von Ortsnamen weisen darauf hin, so die bedeutende Stadt Tatar-Pasardschik im Maritzatale. Nach einem von J. v. Hammer mitgeteilten türkischen Bericht[2]) wäre dieselbe von Mohammed II durch Tataren aus der Gegend von Brussa (also wohl Mongolen) begründet worden; wahrscheinlich klingt die von B. Jireček[3]) nach bulgarischer Quelle gebrachte Nachricht, daß unter Bajesid II. im Jahre 1485 beßarabische Tataren aus Akkerman sich dort ansiedelten. Wir hätten es also hier mit den letzten Ausläufern der Völkerwoge zu tun, welche türkische Stämme im Mittelalter aus Zentral-Asien auf dem Wege n. des schwarzen Meeres nach Europa geführt hat, darunter auch die früher erwähnten Kumanen. Reste tatarischer Bevölkerung finden wir mehrfach in Bulgarien, eine kompaktere Masse aber nur in der Dobrudscha, also in jetzt rumänischem Gebiet. Diese Tataren der Dobrudscha sind jedoch größtenteils eine ganz junge Einwanderung, die unmittelbar anschließend an den Krimkrieg 1856—61 von der Krim her stattfand. Sie sind wie die Krimtataren nogaischen Stammes und unterscheiden sich sowohl sprachlich wie durch ihre ausgeprägt mongoloide Physis von den osmanischen Türken, die in Bulgarien und der Dobrudscha ihre unmittelbaren Nachbarn sind. Die beiden großen Wanderzüge der Turkvölker nach W, durch die Steppenzone im N des kaspischen und des schwarzen Meeres einerseits, über die Tafelländer der eurasischen Faltengebirgszone anderseits berühren sich hier an ihren äußersten Enden. Die Zahl der damals eingewanderten Krimtataren soll an 60000 betragen haben, dann aber durch Krankheiten rasch gesunken sein. Die heutige Verteilung des tatarischen Elementes in Bulgarien erhellt aus den Ergebnissen der Volkszählungen 1900

1) Geschichte der Chane der Krim unter osmanischer Herrschaft. Wien 1856. Vgl. Spruners Hist. Handatlas Bl. 70ff.

2) Gesch. d. Osman. Reiches 2. A. I 292f.

3) Die Heeresstraße von Belgrad nach Konstantinopel 1877 S. 130f.

und 1905 in Bev. d. E. (Pet. M. Erg.-H. 163) XIII 123: Gesamtzahl 18900, davon in den Kreisen Varna 11 300, Rustschuk 3 900, Schumla 2 710, je 500—100 in den Kreisen Plevna, Trnova, Burgas, Vraca. 1910 betrug die Gesamtzahl nur mehr 18 000. Rumänien gibt ebenso wie Griechenland keine Statistik der Nationalitäten, sondern nur der Staatsangehörigkeit und der Konfession. Wir müssen also die Zahl der (1899) 44 700 Mohammedaner zu Grunde legen, von denen 41 700 auf die Dobrudscha entfallen. Das sind aber nicht nur Tataren, sondern auch osmanische Türken, deren Wohnsitze auf den ethnographischen Karten von Lejean, Sax und Ischirkoff (nicht bei Kiepert und Cvijić) auseinandergehalten sind.

Als Überreste alter türkischer Völker, der Petschenegen und Kumanen, sind endlich in Bulgarien die wenig zahlreichen Gagauzen und Surguči zu nennen, türkisch sprechende Christen, die zwar türkischer Abstammung sind, aber schon vor der Ausbreitung der osmanischen Herrschaft das Christentum angenommen haben. Ihre Zahl beträgt nach Ischirkoff etwas über 10 000. Man findet sie auch in Beßarabien.

Über die Tataren der Dobrudscha handeln K. Peters, Grundlin. d. Geogr. und Geol. der Dobrudscha. Denkschr. Ak. Wien, Math. Kl. 27 (1867) 130; G. Lejean, Pet. M. Erg.-H 4 S. 35 f.; Kanitz, Donaubulgarien III; C. Jireček, Das Fürstentum Bulgarien 141 f.; A. Ischirkoff in Pet. M. 1911 II 122; 1915 Taf. 44. Über die Gagauzen usw. Jireček 142 ff.; Ischirkoff 121; K. Peez, Christliche Türken. Österr. Monatsschr. f. d. Orient 20 (1894) 80—90.

15. Osmanische Türken. Unter diesem Namen fasse ich die türkisch sprechende Bevölkerung Klein-Asiens und der Balkan-Halbinsel, mit Ausnahme der unter 14 genannten „Tataren", Gagauzen usw. zusammen. Während letztere vom N des schwarzen Meeres her vorgedrungen sind, haben erstere ihren Weg durch Klein-Asien über die Meerengen genommen.

Schon lange vor der Entstehung und Ausbreitung des osmanischen Reiches sind einzelne türkische Stämme auf der Balkan-Halbinsel ansässig geworden. Seldschukische Türken aus der Gegend von Konia und deshalb Koniariden genannt, haben sich seit dem 10. Jahrhundert in Makedonien am Vardar und in der thessalischen Ebene bei Larissa niedergelassen. Im Jahre 1065 folgte ein anderer türkischer Stamm, die Uzen in Makedonien. In Thessalien haben sie sich bis zum Übergang dieser Provinz unter griechischer Herrschaft erhalten, sind aber seither zum größten Teil ausgewandert.[1] Der Sprache nach gehören auch die in Klein-Asien weit verbreiteten, sporadisch auf der Balkan-Halbinsel zu findenden Jürüken (von *jürümek* „wandern", d. h. Nomaden) zu den türkischen Völkern. V. Luschan hielt sie früher für Verwandte der Zigeuner, hat aber später diese Anschauung zurückgenommen. Ihre früheste Ansiedlung in Europa erfolgte unter Bajesid I. (1389—1402) bei Philippopel.[2]

---

1) Lejean a. a. O. 33 ff.; Finlay, Hist. of Greece V 125; Leake, Northern Greece III 174 ö; Hertzberg, Gesch. Griechenl. seit dem Absterben des ant. Lebens III 129; Philippson, Thessalien und Epirus 61 f.; Th. Fischer in Kirchhoffs Länderkunde 156, 262; Byz. Z. XI 544 (Uzen); P. Traeger, Die Jürüken und Konjaren in Makedonien. Ztschr. f. Ethnol. 1905, 198—206.

2) v. Luschan, Reisen im südwestlichen Klein-Asien II 213 ff.; ders., Early Inhabitants of Western Asia. J. R. Anthr. Inst. 41 (1911); Jireček, Bulgarien 140 (Jü-

Mit dem Vordringen der Osmanen auf der Balkan-Halbinsel hat sich dort die türkische Sprache und der Islam verbreitet, dieser jedoch in weiterem Umfang als das türkische Volkstum. Ein Teil der unterworfenen Völker nahm den Islam an, behielt aber seine Sprache bei, so in Bosnien, Albanien und Kreta. Obwohl ihrer Religion halber vielfach „Türken" genannt, können sie natürlich in ethnographischem Sinne nicht als solche gelten und scheiden für unsere Betrachtung aus. Diese islamisierten Serben, Albaner und Griechen bezeichnen die äußere Zonn der türkischen Herrschaft auf der Balkan-Halbinsel. In der inneren Zone, Thrakien, Bulgarien und Makedonien, drang mit dem Islam auch türkisches Volkstum ein. Schon seit Ende des 14. Jahrhunderts ließen sich türkische Ansiedler in Thrakien und im östlichen Bulgarien nieder, und wahrscheinlich wurde auch ein Teil der ansässigen Bevölkerung türkisiert. Dieser alte Stock türkischer Bevölkerung hat sich auch im heutigen Königreich Bulgarien erhalten, allerdings mit deutlicher Tendenz zu stetiger Abnahme. Die Zahl der „Türken", ohne die unter 14 genannten „Tataren", betrug daselbst 1888:607000, 1900:540000, 1905:498000, 1910:466000. Die Zahl der Mohammedaner ist erheblich größer, nimmt aber ebenso ab. Sie betrug 1900:643000, 1905: 603000, 1910: 602000, darunter gegen 20000 Pomaken (islamisierte Bulgaren). Weit mehr der letzteren wohnen in dem neu erworbenen Gebiet.

Durch das von Bulgarien im letzten Balkankrieg erworbene Gebiet zwischen Mesta und Maritza bis zum ägäischen Meer erhielt es einen bedeutenden Zuwachs an Türken und Mohammedanern; genaueres darüber wird erst die künftige Statistik lehren. Es ist dies ein beträchtlicher Teil des größten Stockes türkischer Bevölkerung auf der Balkan-Halbinsel, den wir als den thrakischen bezeichnen können. Cvijić, Pet. M. 1913 I 115 unterscheidet außer diesem noch drei weitere Hauptmassen türkischer Bevölkerung, die ostbulgarische, die vardarorfansche ö. des Vardar von Köprülü bis auf die Halbinsel Chalkidike und die kailarsche im Gebiet von Kailar im südwestlichen Makedonien. Seine Karte gibt hiervon wie von den kleineren türkischen Inseln ein in den Einzelheiten z. T. nach eigenen Forschungen berichtigtes Bild, das aber durch die soeben erschienene Karte von Ischirkoff (Pet. M. 1915 Sept.) weitere Verschiebungen erfährt.

Die Gesamtzahl der Türken auf der Balkan-Halbinsel (in ethnographischem Sinne) anzugeben, fällt sehr schwer. Von sämtlichen Balkanstaaten veröffentlicht, abgesehen von Österreich-Ungarn, nur Bulgarien und Serbien eine Nationalitätenstatistik. Besonders für Griechenland vermißt man verlässige Angaben über die nicht unbeträchtlichen Minoritäten von Albanern, Zinzaren und Türken. In seinen neuen Grenzen erhält das Königreich einen erheblichen Zuwachs an diesen Elementen und dazu noch makedonische Slawen, so daß eine künftige Zählung die Nationalitäten kaum mehr ignorieren kann. Für die Türkei selbst fehlt es leider fast ganz an verlässigem statistischem Material. Die dem Geographen geläufigen Hilfsmittel wie „Bevölkerung der Erde" und „Statesmans Yearbook" beschränken sich meist auf die mühsamen und unsicheren Berechnungen der

rüken); Philippson, Reisen in Klein-Asien I 84, 103 (vgl. Register zu V) fand vereinzelt Jürüken von mongoloidem Typus.

Gesamtbevölkerung, versagen aber für die Nationalitäten. Für die Berechnung der Gesamtzahl ist man auf wenige ältere Schätzungen angewiesen. A. Boué schätzte 1840 die Bevölkerung der damaligen europäischen Türkei (einschl. Rumänien) auf 14$^1/_5$ Millionen, davon nur 700 000 Türken. Th. Fischer nahm 1893 für die Süd-Ost-Halbinsel (mit Griechenland, ohne Rumänien) eine Gesamtbevölkerung von 15$^1/_2$ Millionen, darunter höchstens 1,4 Mill. Türken (gegen 3 Mill. Mohammedaner) an. L. Neumann in Sievers, Europa (1894), schätzt dieselben auf 2 Mill. (Philippson gibt in der 2. Ausg. nur die Gesamtzahl der europäischen Türken, Tataren und Kalmücken mit 6,2 Mill.) Eine Zusammenstellung nach den bis 1912 bestandenen Grenzen ergibt mir folgende Ziffern:

Rumänien: 44 700 Mohammedaner, wohl durchaus türkischen Stammes.

Bulgarien: 495 000 Türken, Tataren und Gagauzen.

Serbien (1900): 1000 Türken (aber 147 700 Mohammedaner!).

Griechenland (1900, nach Philippson): 32 000 Mohammedaner (gegen 80 000 im Jahre 1887), wohl ebenfalls ausschließlich Türken, da Kreta nicht mitzählt; dagegen sind die von Montenegro ausgewiesenen 14 000 Mohammedaner als serbischer oder albanischer Nationalität hier nicht mitzurechnen, ebensowenig natürlich die Mohammedaner Albaniens, Bosniens und Kretas.

Diese Ziffern ergeben für die Balkanstaaten außer der Türkei zusammen 572 700 Bewohner türkischen Stammes. Für die Türkei selbst in ihren Grenzen bis 1912 kann man die Zahl, wenn für die europäische Seite von Konstantinopel allein 0,4 Mill. Osmanen angenommen werden, die Gesamtzahl der letzteren auf höchstens 1$^1/_2$ Mill. annehmen. Mit obiger Summe zusammen ergibt dies eine annähernde Ziffer von 2 Mill. Türken in SO-Europa.

Als das Kernland des Osmanentums muß Klein-Asien, die Wiege und der festeste Rückhalt des türkischen Staates, betrachtet werden. Besteht auch die auf 9$^1/_2$ Mill. geschätzte Bevölkerung der Halbinsel ihrer Abstammung nach nur zum kleinen Teil aus eingewanderten Türken, so ist sie doch der großen Mehrzahl nach im Laufe der Zeit türkisiert worden. Ohne hier auf ethnographische Besonderheiten wie die nomadisierenden Jürüken und Türkmenen, türkisch sprechende Griechen christlicher Religion, usw. näher einzugehen, begnügen wir uns mit der Tatsache, daß die Zahl der türkisch sprechenden Bewohner auf 7,2 Mill. geschätzt wird. Sie bildet den Grundstock der Bevölkerung Klein-Asiens. In den östlichen Provinzen der asiatischen Türkei ist das türkische Element gegenüber den bodenständigen Armeniern und Kurden erheblich in der Minderzahl, noch geringer ist es in den Ländern arabischer Zunge. Positive Angaben hierüber fehlen. Dagegen besitzen wir solche für Cypern, das rund 50 000 Türken, d. h. Bewohner türkischer Zunge, beherbergt, und für Ägypten, wo 1907 unter rund 70 000 osmanischen Staatsangehörigen 27 600 eigentliche Türken gezählt wurden. Wir können daher die Gesamtzahl eigentlicher Türken in der asiatischen Türkei auf 8 Mill. veranschlagen.

Wie groß die Zahl der Türken in der Diaspora, in den Hafenstädten des Mittelmeeres, den europäischen Hauptstädten und in Amerika ist, läßt sich kaum annähernd schätzen. Doch dürfte bei der geringen Neigung der Türken, sich im Ausland und in fremder Umgebung niederzulassen, deren Zahl für die Gesamtheit nur wenig ins Gewicht fallen.

Wollen wir nun zum Schluß einen Versuch machen, die Gesamtzahl der Völker türkischen Stammes bez. türkischer Sprache annähernd zu bestimmen, so haben wir davon auszugehen, daß nur für das russische Reich und für Bulgarien eine einigermaßen verläßliche statistische Grundlage gegeben ist, für die übrigen Länder aber, wo türkische Völker in größerer Zahl wohnen, nur mehr oder weniger unsichere Schätzungen vorliegen. Im russischen Reich befanden sich nach der Zählung von 1897 (Pet. M. 1905, 286) 13,6 Mill. Turkotataren bei einer Gesamtbevölkerung von 125,6 Mill. Letztere war bis 1. Jan. 1912 auf 171 Mill. gestiegen, was in gleicher Progression für die Turkotataren 18,6 Mill. ergeben würde. Das Wachstum dieser zum Teil nomadisierenden Völker war natürlich jedenfalls geringer als das der städtischen und der ansässigen Landbevölkerung. Immerhin dürfen wir heute einen Stand von mindestens 15 Mill. annehmen. Zusammen mit den vorstehend angeführten Schätzungen für die übrigen von Türken bewohnten Länder erhalten wir folgende Tabelle:

Russisches Reich, mindestens	15	Mill.
Chinesisches Reich, schwach gerechnet	1	„
Chiwa, gesamte Bevölkerung	0,8	„
Buchara, nach Abzug der Tadschiks	1	„
Iranische Türken	2	„
Asiatische Türkei	8	„
SO-Europa	2	„
Summe	29,8	Mill.

Diese Summe von rund 30 Mill. stellt bei den vorsichtig aufgestellten Zahlen eher einen minimalen als einen zu großen Wert dar und übertrifft jedenfalls erheblich einzelne frühere Schätzungen, wie bei Grunzel, Alt. Sprachen, zu 17. Mill. Anderseits bleibt sie auch weit hinter den willkürlichen Annahmen moderner Pantürkisten zurück.[1])

Die Gesamtheit der im Vorstehenden aufgezählten Turkvölker bildet sprachlich eine überaus einheitliche Gruppe. Den Grad der Verwandtschaft der türkischen Sprachen untereinander kann man wohl jenem der slawischen Sprachen untereinander vergleichen. Nur das Jakutische nimmt durch seine Altertümlichkeit eine Sonderstellung ein, die vielleicht jener des Litauischen zu den slawischen Sprachen zu vergleichen wäre. Im übrigen wird jeder, der ein türkisches Idiom versteht, sich überall, wo türkisch gesprochen wird, verständlich machen können, ähnlich wie bei den slawischen Sprachen, wenn auch im Einzelnen Wortschatz und Aussprache sich keineswegs decken. Türkische Namen und Redewendungen aus Zentral-Asien erscheinen dem, der etwas Osmanisch gelernt hat, als vertrautes Sprachgut. Auch bei russischen Tataren verschiedener Stämme in den Gefangenenlagern konnte ich kürzlich dieselbe Erscheinung beobachten.

Die immerhin nicht unbedeutenden sprachlichen Unterschiede nötigen zu einer Gruppierung der einzelnen Idiome. Sie gipfelt hauptsächlich in der Scheidung von west- und osttürkisch. Zum Westtürkischen rechnen wir das Osmanische, Krimtatarische und die Idiome des Kaukasus; Vámbéry faßt diese Gruppe

1) 60—70 Mill. bei Tekin Alp, Türkismus und Pantürkismus 1915 S. 73f. Bemerkenswert ist an obiger Tabelle ferner, daß von der Gesamtheit des Türkenvolkes gerade die Hälfte auf das russische Reich entfällt.

als Pontustürken zusammen. Das Aserbeidschanische leitet hinüber zum Osttürkischen, innerhalb dessen allerdings das Wolgatatarische, Turkmenische, Kirgisische und Baschkirische eine ziemlich selbständige Stellung einehmen.

Der Schwerpunkt der osttürkischen Sprache liegt in dem Gebiet des nach einem Sohne Dschingis Chans benannten mongolischen Teilreiches Dschagatai, das sich vom Aralsee bis zum Lob Nor erstreckte. Man nennt diese Sprache, insbesondere soweit sie eine selbständige Literatur aufweist, deshalb auch dschagataisch, obwohl die Eingeborenen sie als türkisch schlechthin bezeichnen. Die Schrift ist, wie bei den Osmanen, seit Einführung des Islams, die arabische. Aus der reichen Literatur seien hier die auch für die Geographie Zentral-Asiens wichtigen Denkwürdigkeiten des Sultans Baber (1494—1530) genannt.[1] Über das Geschichtswerk des Abulghasi s. u. S. 27.

Das Dschagataische der Literatur entspricht dem Idiom der Usbeken im heutigen Turkestan. Als ein viel älterer Vorläufer des jetzigen Ostturkestanischen oder Kaschgartürkischen muß das Uigurische bezeichnet werden, worauf später zurückzukommen ist.

Die Rassenfrage.

Die enge sprachliche Verwandtschaft aller türkischen Völker läßt darauf schließen, daß sie vor ihrer Ausbreitung über ein weites Gebiet auch einen einheitlichen Rassentypus trugen, und dieser kann in der Urzeit nur der mongolische gewesen sein. Von den anderen Zweigen des ural-altaischen Sprachstammes steht der mongolische dem türkischen am nächsten, und bei den Mongolen selbst, auch in ihren entlegensten Gliedern, wie bei den zwischen Don und Wolga angesiedelten Kalmücken, finden wir die Merkmale der Rasse am reinsten entwickelt. Auch die geographische Nachbarschaft der ältesten Wohnsitze der Türken, sei es nun im Altai oder in den Ebenen Turkestans, weist auf solche Rassengemeinschaft mit den eigentlichen Mongolen hin. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß die Türken auch in ihrer heutigen Verbreitung restlos der mongolischen Rasse zugerechnet werden dürfen. Es ist ein leider kaum auszurottender Fehler unserer Lehr- und Handbücher sowie mancher Schulatlanten, Sprachstämme einfach auf ein bestimmtes Rassenschema aufzuteilen und z. B. die weiße Rasse ohne weiteres in Indogermanen, Semiten und Hamiten zu gliedern. Ich gedenke an anderer Stelle diese Frage von einem prinzipiellen Gesichtspunkt aus zu erörtern und begnüge mich, hier festzustellen, daß es geradezu eine Ungeheuerlichkeit ist, Finnen, Magyaren und Osmanen, weil sie ural-altaische Sprachen sprechen, zu den „Mongolen" zu rechnen. Mit ganz demselben Recht würde man die englisch sprechenden Neger Amerikas als Indogermanen aufzählen! Die Gedankenlosigkeit einer solchen Auffassung erhellt sofort, wenn man

1) Babernameh, im Original herausgegeben von Ilminski. Kasan 1857. Englisch von Leyden und Erskine 1826, hiernach deutsch von A. Kaiser 1828. Neue französiche Übersetzung nach dem Originaltext von A. Pavet de Courteille 1871, dem wir auch ein „Dictionnaire Turk-Oriental" (d. h. osttürkisch) 1870 verdanken. Vgl. auch Ujfalvy, Les noms géographiques du Sultan Baber. Rev. de Géog. 4 (1879), ferner Stanley Lane-Pool, Bábar. Oxford 1909. Droysen hat in seiner Geschichte Alexanders d. Gr. auf die Denkwürdigkeiten Babers, der wie jener von Turkestan nach Indien vordrang, häufig Bezug genommen.

sich fragt, ob man wohl in Budapest oder Helsingfors mongolischen Typen begegnen würde, oder wenn man sich die seit Mohammed II. in lückenloser Reihe vorliegenden Bildnisse türkischer Sultane aus dem Stamme Osmans vergegenwärtigt. Der hier wie auch sonst bei osmanischen Türken vorwiegende Typus mit länglichem Gesicht, gerade bis scharf gebogener Nase und dem das Antlitz umrahmenden Vollbart[1]) stellt so ziemlich den schärfsten Gegensatz zum mongolischen Typus dar und deckt sich vollständig mit dem in West-Asien seit Jahrtausenden heimischen, vorarischen und vorsemitischen Typus, den besonders F. v. Luschan[2]) als die dort bodenständige Rasse nachgewiesen hat.

Sprachliche und Rasseneinheit fallen eben, wie wir immer deutlicher erkennen, nur so lange zusammen, als eine homogene Völkergruppe in einem geschlossenen Gebiet beisammen wohnt. Sowie sie expansiv wird und sich über andere Völkergebiete auszubreiten beginnt, unterliegt sie einer Umbildung ihrer Physis, oft auch ihrer Psyche und Sprache. Da das erobernde Volk meist an Zahl geringer ist als das unterworfene und letzterem seine Frauen entnimmt, ergibt sich, daß die Rassenmerkmale der Eroberer in der numerisch stärkeren unterworfenen Bevölkerung aufgehen. Dagegen pflegt die Sprache des Siegers, zumal wenn seine Kultur die höhere ist, die beherrschende zu werden, freilich nicht ohne ihrerseits von der fremden Grundlage beeinflußt zu werden. So sind die Indogermanen als Rasse in der stamm- und sprachfremden Urbevölkerung Süd-Europas, West-Asiens und Indiens aufgegangen, während ihre Sprachen sich in einer durch die neue Umgebung bedingten Richtung weiterentwickelt haben. Weitere Beispiele innerhalb der Indogermanen bilden die Romanen und die Slawen, erstere für das Durchdringen und die lokale Differenzierung des Lateinischen auf einer nach Rasse und Volkstum äußerst verschiedenartigen und bunt gemischten Grundlage, letztere für die fast explosionsartige Ausbreitung eines bis zum 5. Jahrhundert enggeschlossenen Sprachgebietes über ganz verschiedene Rassentypen, von denen sich z. B. bei den Serbokroaten deutlich der alte illyrische oder vielleicht vorillyrische erhalten hat.[3])

Seltener ist der gegensätzliche Fall, daß ein eroberndes Volk seine Physis bewahrt, aber die Sprache der Unterworfenen annimmt, wie die Normannen in Frankreich oder die hamitischen Hirten im Negergebiet (Fulbe, Wahuma). Auch soziale Abschließung kann die Erhaltung der Physis bei Verlust der Sprache begünstigen (Juden, amerikanische Neger).

Für die Turkvölker kommt nur der erste, normale Fall, Erhaltung und Ausbreitung der Sprache bei Abwandlung der Physis, in Betracht. Was darüber im Allgemeinen gesagt werden kann, findet sich bereits ziemlich treffend in einigen Sätzen bei Ratzel, Völkerk. II 526 ff. zusammengefaßt: „Das körperliche Wesen der Turkvölker ist vollends nicht zu deuten, ohne daß man an die Veränderung eines früheren reineren Typus durch Beimischung denkt. Jener reinere Typus aber gehört offenbar der mongolischen Rasse im engeren Sinne an, während die Beimischungen auf westasiatische und europäische Einflüsse zurückführen.

1) Vgl. u. a. die Bildnistafeln in Helmolts Weltgesch. V 147, 184, 189.

2) S. besonders dessen „Early Inhabitants of Western Asia“. Journ. R. Anth. Inst. 41 (1911).

3) S. meine Nachweise über die „dinarische Rasse“ bei Brückner, Dalmatien 105 ff.

Selbst in der Gegend von Aksu und Kutscha, wo Potanin den reinsten türkischen Typus zu finden glaubte, ist an so ausgesprochene Merkmale wie bei den Mongolen nicht zu denken. In der uraltaischen Gruppe steht der türkische Typus ohne Zweifel dem mongolischen am nächsten, der finnische am fernsten; die Richtung aber, in der sich die Turkvölker vom Mongolentum entfernen, ist wesentlich bezeichnet durch höheren Wuchs, längeres Gesicht, stärkeren Bart, weniger eingedrückte Nase, minder breiten und dicklippigen Mund. So entsteht der Typus der Usbeken mit ovalem Gesicht, langen Augen, dicker Nase, rundem Kinn und heller Hautfarbe. Die Türken des Westens, die Krimtataren und die Tataren von Baku, haben überhaupt nichts von den mongoloiden Merkmalen; sie sprechen Türkisch, sind aber von Rasse eher Arier.“ Letztere Bemerkung entspringt einer heute überwundenen Auffassung, welche für alle Völker indogermanischer Zunge Rassengemeinschaft als selbstverständlich voraussetzte, trotz der augenscheinlichen Unterschiede zwischen einem Perser und etwa einem Nordgermanen. Wir wissen jetzt durch Luschans u. a. Untersuchungen, daß der Typus der Armenier, Perser, Hindustaner usw. absolut nichts mit arischer Rasse zu tun hat, sondern vorindogermanisch ist und einer vor dem Eindringen der Indogermanen und Semiten durch ganz West-Asien verbreiteten Urbevölkerung angehört. In diesem weit nach Turkestan hineinreichenden Typus sind die osmanischen Türken wahrscheinlich schon auf ihrem Wege durch Iran zum großen Teil aufgegangen; doch scheinen sich wenigstens in Klein-Asien noch beträchtliche Reste des mongoloiden Typus erhalten zu haben. Zahlenmäßiges Material hierüber fehlt freilich fast ganz, und ich kann mich daher nur auf meine eigenen Beobachtungen beziehen, welche nach einer oberflächlichen Schätzung bei etwa $^1/_3$ der Bewohner von Konia und auch sonst mehrfach in Klein-Asien den mongoloiden Typus ergaben, am reinsten bei den Tataren, während er mir in Konstantinopel niemals begegnet ist.[1])

Wo sich der mongoloide Typus in Klein-Asien noch erhalten hat, scheint er hauptsächlich in den niederen Volksklassen vorzukommen. Unter den zahlreichen Bildnissen osmanischer Sultane, Staatsmänner, Heerführer und sonstiger Intellektuellen erinnere ich mich auch nicht eines einzigen, der eine Spur von diesem Typus aufzuweisen hätte. Daß derselbe auch in Inner-Asien keineswegs allgemein ist, wie Ratzel richtig hervorhebt, geht aus dem, was oben über Usbeken, Sarten usw. gesagt ist, sowie aus den Darstellungen der Reisenden übereinstimmend hervor.[2])

---

1) Anhang zu W. v. Diest, Von Tilsit nach Angora (Pet M. Erg.-H. 125) S. 95f. und meine „Reise in West-Kleinasien“ bei R. Oberhummer und H. Zimmerer, Durch Syrien und Klein-Asien S. 293f. Vgl. auch o. über die Jürüken.

2) Man sehe u. a. F. Grenard bei J. L. Dutreuil de Rhins, Miss. scient. de la Haute Asie II 12f., 50f. über die Mischung der Typen in Ost-Turkestan; M. A. Stein, Ancient Khotan 136—50 dgl.; Sven Hedin, Scientific Results VI 3 Racial Types usw. Auch nach Le Coq, Journ. asiat. X Sér. 14 (1909) 323f. sind die Bewohner von Ost-Turkestan stark mit indogermanischem Blut; die dortigen Türken, deren Schönheit die arabischen Dichter der Abbasidenzeit rühmen, sind türkisierte Indogermanen. Ed. Meyer, Gesch. d. Alt 3. A. 1913 § 569 tritt neuerdings, durch die Stellung des seit 1908 bekannt gewordenen Tocharischen zu den idg. Sprachen veranlaßt, sogar wieder für die innerasiatische Urheimat der Indogermanen ein. Vgl. u. über die Fresken aus Turfan.

Was endlich die türkischen Stämme des russischen Reiches betrifft, wurde bereits oben auf die Mischung verschiedener Rassenelemente bei den Wolgatataren hingewiesen. Gerade in Rußland ist es absolut nicht angängig, Sprache und Rasse zur Deckung zu bringen. Ganz Rußland ist durchsetzt mit mongoloiden Elementen einerseits, mit solchen des nordeuropäischen Typus anderseits. Beide finden wir sowohl bei den Slawen wie bei den finnisch-tatarischen Völkern vertreten. Dazu kommt der bei den Kleinrussen vorwiegende „dinarische" Typus hochgewachsener Brachykephalen.[1])

Es ist bekannt, wie bei den Russen ganz spezifisch mongoloide Merkmale, wie breites Gesicht und ausladende Jochbogen, selbst das Mongolenauge außerordentlich häufig sind, während andere, wenigstens unter den Großrussen, durchaus nordgermanischen Typus tragen, was sich ja aus der normannischen Einwanderung hinlänglich erklärt. Anderseits ist die Mehrzahl der Finnen vom mongolischen Typus weit entfernt, ja ihre z. T. hellblonde Komplexion geradezu sprichwörtlich. Blondes Haar scheint überhaupt viel weiter nach Nord-Asien hineinzureichen, als gewöhnlich angenommen wird. Allerdings ist die zuerst von Klaproth aufgestellte, von Ritter II 193, Humboldt, Asie Centrale II 63 u. a. übernommene Behauptung, in den Annalen der älteren Handynastie sei von einem blonden und blauäugigen Volke der Usun (Wusun) die Rede, nach den Untersuchungen von F. Hirth[2]), O. Franke[3]) auf eine ungenaue Wiedergabe der chinesischen Quelle zurückzuführen. Aber neue Beobachtungen zeigen doch, daß jene Annahme Klaproths tatsächlich nicht unbegründet ist. Die überraschenden Funde der preußischen Expedition nach Turfan haben das Berliner Museum für Völkerkunde um höchst merkwürdige Fresken bereichert, die genau den chinesichen Schilderungen von Westvölkern mit grünen Augen und roten Haaren entsprechen[4]), und bei den heutigen finnischen Völkern sind blond- und rothaarige bis nach Asien hinein nachgewiesen.[5])

Ein reiches Material für das Studium der Physis von Völkern des russischen Reiches steht derzeit in den Kriegsgefangenenlagern zur Verfügung. Die Wiener Anthropologische Gesellschaft hat diese Gelegenheit wahrgenommen, um mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften eine planmäßige anthropometrische Aufnahme einer möglichst großen Zahl russischer Kriegsgefangener verschiedenster Stämme unter Leitung von Prof. R. Pöch in die Wege zu leiten, was hoffentlich auch im deutschen Reiche Nachahmung finden wird. Das k. u. k. Kriegsministerium hat diese Untersuchungen in entgegenkommendster Weise ermöglicht. Die Arbeiten wurden von Mitte Juli bis Mitte Oktober v. J. mit großer Energie durchgeführt und haben vollständige anthropometrische Aufnahmen von etwa 3900 Gefangenen geliefert.[6]) Man kann wohl sagen, daß ein

1) St. Rudnyckyj, Ukraina u. die Ukrainer. Wien 1914 S. 11ff.

2) Wolgahunnen und Hiungu. Sitzb. Bay. Ak d. W. Phil. Kl. 1899 II 276f.

3) Beitr. aus chines. Quellen usw. (Ak. Berlin 1914) S. 17f. 53 A.

4) Vorläufige Nachrichten von Grünwedel, Ztschr. f. Ethn. 1908, 996 u. Le Coq a. a. O. 329ff. Die Fresken werden in das 9. Jahrhundert gesetzt.

5) A. Bloch, Origin and Evolution of the Blond Europeans. Ann. Rep. Smithson. Inst. 1912 613ff. (nach Bull. Mém. Soc. Anth. 1911).

6) f. Bericht von R. Pöch in Mitteil. Anthr. Ges. Wien 1915, 219—35, und im Anzeiger d. k. Ak. d. Wiss., Math. Kl. 1916 Nr. 19.

so umfassendes und verschiedenartiges Material bisher niemals, auch russischen Gelehrten nicht, zugänglich gewesen ist, da es natürlich sonst keine Gelegenheit gibt, Völkerschaften so weit getrennter Gebiete unter dem Zwang militärischer Disziplin zur Untersuchung beisammen zu haben. Freilich ist die Musterkarte nicht lückenlos. Nicht alle Völker des Reiches werden zum Kriegsdienst herangezogen. So sind die Mehrzahl der sibirischen Urvölker, darunter auch die Jakuten, nicht oder nur ganz vereinzelt vertreten; die sibirischen Regimenter rekrutieren sich vorwiegend aus russischen Kolonisten. Ebenso fehlen, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, Kirgisen und Turkmenen, ferner Ostjaken, Samojeden, Wogulen, Lappen. Dagegen sind die finnischen und türkischen Stämme des europäischen Rußlands reichlich vertreten, ebenso die Kaukasusvölker. Die meisten Gefangenen der letzteren Gruppe sind derzeit im Lager bei Eger untergebracht, wo man sich bemüht, alle Mohammedaner zu vereinigen.

Ich hatte Gelegenheit, drei dieser Lager zu besuchen, Kleinmünchen bei Linz und Reichenberg in Begleitung von Prof. Pöch, Eger gemeinsam mit dem ungarischen Turkologen I. Kúnos. Ohne den umfassenden Arbeiten der genannten Forscher vorgreifen zu wollen, möchte ich hier nur auf Grund meiner eigenen flüchtigen Beobachtungen einige Bemerkungen beifügen. Wie schon früher hervorgehoben, ist bei den kasanischen Tataren der mongoloide Typus nur in beträchtlicher Mischung erhalten. Blondes und rotblondes Haar und eben solcher Bart, besonders Schnurrbart, aber auch Vollbärte, sind unter ihnen sehr häufig; Gesicht und Nase sind wohl oft mongoloid, oft aber auch im europäischen Sinn normal, der Schädel nicht selten dolichoid. Noch auffälliger ist das Blond bei finnischen Völkern wie Syrjänen, Mordwinen und Wotjaken. Unter den Mischären (Meschtscherjaken) sah ich solche mit ganz hellblauen Augen. Die zahlreichen Baschkiren tragen einen vorwiegend mongoloiden Typus, doch von ganz bestimmter Ausprägung, so daß man bei einiger Übung sofort jeden Baschkiren aus seiner Umgebung herausfindet; sie erinnern stark an den japanischen Typus. Auch bei ihnen finden sich indessen solche mit hellen Haaren und rötlichem Schnurrbart.

Die helle Komplexion der östlichen Finnen wird schon von früheren Reisenden vielfach bestätigt. So fand M. Buch (1882) bei den Wotjaken unter 84 Bärtigen 47 mit rötlichem, 37 mit braunem Haupthaar, von den Augen 50% blau, 31% braun, 19% grau und grün, niemals jedoch schwarze. Herodot sagt IV 108f. von den Budinen, die wahrscheinlich unserer permischen Gruppe der finnischen Völker (Syrjänen und Wotjaken) entsprechen: „Sie bilden ein zahlreiches Volk mit hellblauen Augen und ganz rotem Haar.“ Weitere Zeugnisse bei Tomaschek, Kritik d. ält. Nachr. über d. skyth. Nord. II. S.-B. Ak. Wien, Phil. Kl. 117 (1889) 22f., Realencykl. d. Alt. III 990.

Ganz anders beschaffen, in sich aber sehr verschiedenartig sind die Krimtataren. Meist stehen sie den osmanischen Türken nahe; einige Imame, denen man ihre religiöse Kleidung zurückgegeben hat, könnten ebensowohl einer Moschee in Stambul entstammen. Wie verschiedenartige Elemente übrigens in der Krim und in Taurien unter der gemeinsamen Decke türkischer (tatarischer) Sprache vereinigt sind, zeigt das Beispiel der sog. Krimtschak, tatarisierter Juden des sephardischen Ritus, welche Türkisch als Muttersprache und daneben wohl noch andere Sprachen, keineswegs aber das Jiddisch der polnischen Juden spre-

chen. Zwei derselben, die ich in Reichenberg sah, hatten ausgesprochen jüdischen Typus, dabei war einer blond, der andere brünett. Das Gleiche gilt von den Bergjuden Kaukasiens aus der Gegend von Baku, die nach Pöchs Angabe den dort gebräuchlichen tatarischen Dialekt des Persischen, aber nicht Jiddisch sprechen. Als Kuriosum erwähne ich noch einen Nogaier aus Astrachan mit den ausgesprochenen Merkmalen der Negerrasse (Langschädel, krauses Haar, Mulattenfarbe, negroide Lippen und Nase), zweifellos ein Erbstück aus weiblicher Aszendenz. Auf die prachtvollen Typen aus dem Kaukasus, Tscherkessen, Lesghier (Awaren), die schon durch ihre schmucke Kleidung, die schlanke Figur und das schmale, scharf profilierte Gesicht auffallen, die Georgier, Osseten und Armenier kann ich hier nicht näher eingehen. Bemerkenswert ist jedoch der allmähliche Übergang von den Süd-Kaukasiern zu dem bei den Armeniern schon scharf ausgeprägten Typus der Urbevölkerung Vorder-Asiens, den man populär, aber unzutreffend als semitisch, richtiger als hethitisch (auch alarodisch oder urarmenisch) bezeichnet. Damit wären wir bei jenem Rassentypus angelangt, in dem auch das osmanische Türkentum größtenteils aufgegangen ist.

Zusammenfassend können wir also sagen, daß die Turkvölker aus dem mongoloiden Typus hervorgegangen sind, denselben aber durch Wanderungen und Mischungen mit unterworfenen Völkern ebenso wie die Indogermanen bis zum völligen Verschwinden des ursprünglichen Typus variiert haben.

Bemerkung zur Tafel.

Herrn Prof. R. Pöch bin ich für Überlassung einiger Aufnahmen aus den russischen Gefangenenlagern zu besonderem Dank verpflichtet. Die ausgewählten vier Bilder sind:

1. Tatare aus Laïschew bei Kasan, in Uniform mit Gefangenschaftsnummer. Längen-Breiten-Index 81 · 3 (brachykephal). Haar schwarz. Iris braun.
2. Tiptere (russ. Teptjäre). Index 80 · 5 (mesokephal). Haar hellbraun. Iris graublau.
3. Krimtatare. Index 89 · 4 (hyperbrachykephal). Haar braunschwarz. Iris hellbraun. Die an der Küste der Krim wohnenden Tataren nennen sich Jaliboju. Die Bedeutung dieser Bezeichnung ist Pöch und mir nicht bekannt.
4. Nogaier (nicht das oben erwähnte negroide Individuum). Index 83 · 5 (brachykephal). Haar blauschwarz. Iris dunkelbraun.

II. Teil:

Das Türkenvolk in Geschichte und Kultur.

Für die allgemeine Auffassung beginnt die historische Bedeutung der Türken mit der Begründung des osmanischen Staates im 13. Jahrhundert. Aber schon mehr als zwei Jahrtausende früher finden wir türkische Völker als Staatenbildner. Die Nachrichten hierüber fließen hauptsächlich aus dreierlei Quellen: den Zeugnissen griechischer, römischer und byzantinischer Schriftsteller, dann aus chinesischen Schriftwerken, endlich aus der nationalen türkischen Überlieferung, wie sie uns teils bei einheimischen Geschichtschreibern, teils in alttürkischen Denkmälern erhalten ist.

Von diesen Quellen führen uns die chinesischen am weitesten zurück. Sie berichten von dem alten Reich der Hiungnu, das um 1200 v. Chr. im NW Chinas

entstand und sich über die heutige Mongolei, Ost-Turkestan und Süd-Sibirien, oder nach Tomaschek[1]) „von der heutigen Provinz Schansi über die große Hobeuge und W weit über den Nordabhang des Tiĕnschan hinaus" erstreckte.

Das Reich der Hiungnu bildete eine stete Bedrohung Chinas, und gegen sie wurden hauptsächlich seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. jene Grenzbefestigungen errichtet, welche der tatkräftige Kaiser Shi Huang ti um 220 v. Chr. zu dem einheitlichen Riesenwerk verband, das unter dem Namen der chinesischen Mauer bekannt ist. Um 50 v. Chr. zerfiel das Reich der Hiungnu in eine nördliche und südliche Hälfte. Erstere erlag 84 n. Chr. den Angriffen sibirischer Völker, letzteres ging 142 n. Chr. im chinesischen Reich auf.

Daß die Hiungnu, d. h. das herrschende Volk des Reiches — denn bei den Großreichen der asiatischen Nomaden haben wir es immer mit einer Vielheit von Völkerschaften unter Führung eines bestimmten Volkes zu tun — türkischen Stammes waren, ergibt sich aus der jetzt als erwiesen zu betrachtenden Identität der Hiungnu mit den späteren Hunnen, deren türkischer Ursprung gleichfalls als gesichert gelten kann.

Der Zusammenhang der Hunnen mit den Hiungnu wurde zuerst, hauptsächlich auf Grund der Namensähnlichkeit, vermutet von J. de Guignes in seinem für die ältere Geschichte der altaischen Völker grundlegenden Werke „Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mongols" Paris 1756—8 (deutsch von J. C. Dähnert, Greifswald 1768). Wegen der damals noch unzulänglichen Begründung später in Zweifel gezogen, so von Ritter II 243f., wurde dieser Zusammenhang von neueren Forschern durch umfassende Belege dargetan, so besonders von F. Hirth, Über Wolgahunnen und Hiungnu. S.-B. Ak. München, Phil. Kl 1899 II, 245—78, und auch gegen spätere Einwürfe festgehalten. O. Franke, Beiträge 5: „Alle diese chinesischen Bezeichnungen führen uns auf einen alten Namen, der Hiun oder Hun gelautet haben muß, der sich dann in dem indischen Hūna und dem griechischen *Χοῦνοι* wiederfindet und sich in unseren „Hunnen" bis heute bewahrt hat." Über Hirths Verteidigung gegen Kingsmill und die Schrift von K. Némäti, Beweise der Hiungnu-Hun-Identität (Budapest 1910) s. meinen Bericht im Geogr Jahrb. 1911, 372, wo ich gezeigt habe, daß bei Plin. n. h. VI 55 nach einer der besten Handschriften *Chuni* herzustellen ist. Über die älteren, bis um 200 v. Chr zurückreichenden Zeugnisse für den Namen s. auch Tomaschek a. a. O. 760. Ebd. 759 wird aus Eigennamen der türkische Charakter der Hunnen erwiesen, ebenso von Vambéry, Türkenvolk 65f., F. Müller, Ethn 391, 396. Für die weitere Geschichte der Turkvölker in Inner-Asien verweise ich auf die Übersicht von H. Schurtz in Helmolts Weltgeschichte II.

Auf die zahlreichen Nachrichten über die Hunnen aus der Zeit der Völkerwanderung braucht hier nicht eingegangen zu werden. Nur auf die bekannten Schilderungen ihrer äußeren Erscheinung bei Ammianus Marcellinus, Jordanis usw, die ich an anderer Stelle[2]) als die ältesten Zeugnisse für den mongolischen Rassentypus besprochen habe, sei hier mit Rücksicht auf meine früheren Bemerkungen zur Rassenfrage (o. S. 82ff.) verwiesen.

Abgesehen von den Berichten über die Hunnen finden wir bei klassischen Schriftstellern eine weit zurückreichende Vertrautheit mit den Turkvölkern. Wenn die schon von de Guignes aufgestellte, in neuerer Zeit von Tomaschek[3])

---

1) Kritik der ältesten Nachrichten über den skythischen Norden I. S.-B. Ak. Wien, Phil. Kl. 116 (1888) 759. Im Kartenbild bei Spruner, Hist. Handatlas III (1855) 1.

2) Anfänge der Völkerkunde. Zu F. Ratzels Gedächtnis 285.

3) A. a. O. und Realenzykl. d. Altertumswiss. II 826f.

begründete Vermutung, daß die Arimaspen des Aristeas (um 600 v. Chr.) auf die Hiungnu oder Hunnen zu deuten sind, anerkannt wird, so läge hier die früheste Kenntnis von Turkvölkern bei einem klassischen Schriftsteller vor.

Herodots Kenntnis der innerasiatischen Völker muß jedenfalls bis zu den Türken gereicht haben. Die von ihm IV 23 geschilderten Argippäer mit Stumpfnasen und breiten Kinnladen (*γένεια μεγάλα*, was Tomaschek etwas willkürlich mit „hervorstehende Backenknochen" übersetzt), mit eigener Sprache, am Fuße hoher Gebirge wohnend, sucht Tomaschek, Kritik usw. II 54—65 als Türken nachzuweisen, was zum mindesten sehr wahrscheinlich ist. Zweifelhafter ist die Stellung der von Her. IV 22 beschriebenen Iyrken, deren Sitze am südlichen Ural oder (nach Tomaschek) im Gebiet des Irtysch zu suchen sind. Schon 1730 hatte v. Strahlenberg die später von J. v. Hammer und Kiepert, Lehrb. 342, übernommene Vermutung aufgestellt, daß in dem Namen das türkische *jürük* (Nomade, s. o. S. 78) stecken könnte, was sich weder beweisen, noch widerlegen läßt und bestenfalls nur die Nachbarschaft türkischer Stämme, aber nicht die Nationalität des Volkes selbst zu erkennen gibt. Tomaschek a. a. O. 43ff. will in dem Namen die „Ugrier" finden. Andere Forscher[1]) wollten gar *Ἰῦρκαι* kurzweg in *Τῦρκαι* ändern, wozu freilich die Handschriften keinen Anhalt bieten. Dagegen ist es höchst auffällig, daß wir den Namen der Türken klipp und klar bei römischen Schriftstellern lesen, die offenbar jene Herodotstelle vor Augen hatten. Mela I 116: „Die Budinen (s. o. S. 86) bewohnen die hölzerne Stadt Gelonion (Verwechslung mit dem Volk der Gelonen). Nach ihnen wohnen die Thyssageten und die Türken (*Turcae*) in weiten Wäldern und leben von der Jagd" (Reihenfolge wie bei Herodot). Plin. n. h. VI 19 nennt unter anderen sarmatischen Völkern zuletzt die *Thussagetae, Tyrcae* (in waldigen Einöden), darüber hinaus noch die *Arimphaei* (Herodots Argippäer) an den Rhipäischen Bergen. Die Textüberlieferung ist an beiden Stellen einwandfrei, und es wäre kein Grund, diese ältesten abendländischen Zeugnisse für den Namen der Türken in Zweifel zu ziehen, wenn nicht die augenscheinliche Beziehung zu Herodot als Vorlage zur Vorsicht nötigte. Entweder haben die Römer bei Herodot wirklich *Τῦρκαι* gelesen, oder die gemeinsame Quelle für Mela und Plinius hat an Stelle von Herodots Iyrken die Turcae gesetzt. Jedenfalls bleibt es auffällig, in so früher Zeit dem Namen in dieser Form zu begegnen.

Alexander d. Gr. mußte bei seinem Vordringen nach Turkestan mit türkischen Stämmen in Berührung kommen. Curt. VII berichtet, daß der König der Skythen jenseits des Tanais (hier = Syr darja) „seinen Bruder" *Carthasim nomine* zur Zerstörung der dort von Alexander gegründeten Stadt entsandte. Nach einer ansprechenden Vermutung von R. v. Scala (bei Helmolt V 46) wäre dieser Name *Carthasis* nichts anderes als das mißverstandene türkische *kardaschi* „sein Bruder".

In die Folgezeit von etwa 200 v. Chr. an fällt die oben besprochene Erwähnung der Hunnen. Erst etwa 100 Jahre nach dem Zerfalle von Attilas Reich treten dann die Türken unter diesem Namen bei byzantinischen Historikern auf, wo sie von nun an eine ständige Erscheinung sind. Leider fehlt es bisher durch-

1) Lit. im Kommentar zu Baehrs Ausgabe (1857) und bei Tomaschek a. a. O.

aus an einer systematischen Zusammenstellung der ältesten abendländischen Nachrichten über die Türken. Nach Krumbacher, Byz. Lit. 243 wäre ein Fragment des Theophanes von Byzanz zum Jahre 568, wo von den Türken am Tanais (Syr darja), ihren Beziehungen zu den Avaren und ihrem Seidenhandel die Rede ist, das älteste Zeugnis.[1]) Aber schon zum Jahre 552 finde ich bei Agathias 13 (Hist. Gr. Min. II 14) die Türken erwähnt, die „wie die Avaren langes ungepflegtes Haar[2]) tragen". Gleichzeitig mit Theophanes ist ferner der bekannte Bericht des Menander Protektor[3]) über die Gesandtschaft des Türkenherrschers Dizabulos an den Hof des Kaisers Justinus II. im Jahre 568 und die Reise des byzantinischen Gesandten Zemarchos an das türkische Hoflager. Der Bericht ist sowohl wegen der Angaben über den durch die Türken vermittelten Seidenhandel wie besonders wegen der ungemein lebendigen und anschaulichen Schilderung der Zustände und Einrichtungen im damaligen Türkenreich von höchstem Interesse und deshalb auch vielfach besprochen worden.[4]) Man sieht die auf Rädern ruhenden prächtigen Zelte, die Wände mit seidenen chinesischen Tapeten geschmückt, Heiligtümer und goldene Gefäße, den Türkenherrscher auf goldnem Pfühle, von vier vergoldeten Pfauen getragen, tscherkessische (oder kirgisische? s. S. 619) Sklavinnen, Bewirtung mit Kumys, schamanische Zeremonien. Das Gebirge Ektag, an dem sich damals das Hoflager befand, kann wohl nur am Rand des zentralasiatischen Hochlandes gesucht werden, nach gewöhnlicher Meinung am Altai. Von dort erstreckte sich dieses türkische Reich über Turkestan, wo ihnen das Reich der Ephtaliten oder „weißen Hunnen" tributär geworden war.[5]) Als ein festgefügter staatlicher Organismus erschien es den byzantinischen Gesandten, die nach ihrer Rückkehr viel Wunderbares zu erzählen wußten, „von der Menge der türkischen Völker, von den Merkwürdigkeiten ihrer Gegenden, aber auch von der Ordnung und Festigkeit ihrer Regierung".[6])

Wir sehen, daß in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts ein mächtiges türkisches Staatswesen zwischen dem Altai und dem kaspischen Meere bestand und Verbindungen mit dem oströmischen Reiche suchte, um die dritte Großmacht des Orients, das Perserreich der Sassaniden, in Schach zu halten. Zahlreich sind die weiteren Nachrichten bei byzantinischen Historikern, aber noch nirgends im Zusammenhang gesammelt und besprochen. Dagegen sind uns chinesische Berichte über dasselbe Türkenreich jetzt mehrfach zugänglich gemacht. Auch dort erscheinen die Türken zum erstenmal unter ihrem nationalen Namen

1) Theoph. Byz. nach Phot. bibl. cod. 64 in Müllers Fragm. Hist. Gr. IV 270 f. und in Dindorfs Hist. Gr. Min. I 446 ff.

2) Über das zu jener Zeit bei den Turkvölkern übliche lange Haar vgl. auch die Nachweise bei Dieterich, Quellen II 9; Marquart, Osteurop Streifzüge 43 f. A. und die Berichte chinesischer Historiker unten sowie S. 623.

3) Fragm. Hist. Gr. IV 205 f., 225—30 (mit lateinischer Übersetzung), Hist. Gr. Min. II 9, 45 ff. In deutscher Übersetzung jetzt bei K. Dieterich, Byzantin. Quellen zur Länder- u. Völkerkunde (1912) II 17—21, 138—40.

4) So von Peschel, Gesch. d. Erdk. 91 ff.; Marinelli, Erdk. bei den Kirchenvätern 6 ff.; Beazley, The Dawn of Modern Geography I 186 ff; Vambéry 12 ff.; A Herrmann, Alte Geographie des Oxusgebiets 1914, S. 54 ff. Auch der Name „Türkei" *Τουρκία* findet sich hier zum erstenmal.

5) Spruner-Menke, Hist. Handatl. II 77.

6) Johannes von Ephesus, Kirchengesch. VI 23 nach Tomaschek, Kritik II 61.

als Tukiu oder Tukue. Wir erfahren, daß sie als Nomaden in Filzzelten wohnen, von Viehzucht und Jagd leben, die Haare lang hängend tragen (s. S. 614 A. 2) usw. Sie galten als ein Stamm der Hiungnu und wohnten in der Gegend des Altai. Ihre Herrschaft dauerte von etwa 550 bis 745, wo sie von einem anderen türkischen Volk, den Uiguren, abgelöst wurden. Ihre letzte Erwähnung in chinesischen Quellen findet sich im Jahre 941.

Nach Stan. Julien, Docum. hist. s. l. Toukioue. Journ. Asiat. 1864 hat neuerdings E. Chavannes die chinesischen Nachrichten besprochen in dem von der Petersburger Akademie herausgegebenen Werk „Documents sur les Tou-kiue" 1903 (mir nicht zugänglich) und „Notes additionnelles sur les Tou-kiue" in T'oung Pao II 5 (1904) 1—110 (Nachrichten von 618—760 n. Chr. aus einer chineschen Encyklopädie von 1013). Weiteres über die Tukiu bei F. Müller, Ethn. 391 f.; Tomaschek, Kritik II 64 f.; V. Thomsen Inscr. de l'Orkhon 57 ff.; Schurtz bei Helmolt II 154 ff.

Zu den chinesischen Berichten kommen nun die einheimischen türkischen Quellen. Die meisten türkischen Geschichtschreiber beschäftigen sich allerdings nur mit der Geschichte des osmanischen Reiches. Die ältere Zeit der Türken in Asien behandelt hauptsächlich der aus dem Geschlechte Dchingis Chans hervorgegangene Abulgasi Bahadur Khan (geb. in Urgendsch 1623, † als Fürst von Khwarizm oder Chiwa 1663) in seinem dschagataisch geschriebenen „Stammbaum der Türken", einem Werk, das seinerseits wieder für die ältere Zeit auf der „Geschichte der tatarischen und türkischen Stämme" des persischen Historikers Raschid eddin (1298 Wesir von Persien, † 1318) fußt. Beide stehen bereits unter dem Einfluß mohammedanischer Anschauungen und bezeichnen daher den Stammvater Turk als einen Sohn Japhets. Eine wertvolle Überlieferung liegt aber vielleicht in der Angabe, daß der Wohnsitz Turks in der Gegend des Issyk kul war, und daß unter seinen Nachkommen die Zwillinge Tatar und Mo(n)gol erscheinen, worin sich offenbar das Bewußtsein der auch durch die Sprachforschung bestätigten engeren Zusammengehörigkeit der Türken und Mongolen ausspricht.

Abulgasi Bagadur Chans Geschlechtbuch usw. übersetzt von D. G. Messerschmid. Göttingen 1780. — Abulghasi-historia Mongolorum et Tatarorum tatarice ed. N. de Romanzoff. Casani 1825. — Abulghasi-Hist. des Mongols et des Tatares par Desmaisons. St. Pétersbourg 1871. — Raschid-eddin, Hist. des Mongols de la Perse par Et. Quatremère. T. I. Paris 1836. — Huart, Encykl. d. Islam I 92. — Richthofen, China, I 582, 593 ff. — Vambéry, Türkenv. 1 ff. F. Müller, Ethn. 390; ders. Sprachwiss. II 2, 263 über die Beziehungen von türkisch nnd mongolisch (letzteres ursprünglicher). — W. Radloff, Das Kudatku Bilik I 1891, S. XIV ff. über Raschideddin, XXVIII über Abulgasi. Über osmanische Stammesüberlieferungen s. u. III. Teil. Der neuerdings von J. Németh, Die türkisch-mongolische Hypothese. Z. d. Morg. Ges. 66 (1912) 565 geäußerten Anschauung, daß türkisch, mongolisch, mandschurisch, ungarisch usw. wegen der verschiedenen Zahlwörter und des sonstigen lexikalischen Bestandes nicht als urverwandt, sondern als eine im Lauf der Geschichte durch intensive Berührung entstandene Sprachgenossenschaft zu betrachten seien, kann ich nicht beipflichten. Vgl. o. S. 66 f.

Der bereits mehrfach gestreiften Frage nach der Urheimat des Türkenvolkes sind wir durch die byzantinischen und chinesischen Nachrichten sowie durch nationale Überlieferung wesentlich näher gekommen. Nach Vambéry „können wir das an das Quellengebiet und an den obern Lauf der Angara, des Jenissei, Ob und Irtysch angrenzende Sprachgebiet als den Ursitz des Türken-

volkes ansehen". Hiermit stimmt im Wesentlichen Tomaschek, Kritik II 776, überein, wenn er die ältesten Sitze der Türkenvölker zwischen Altai und Tienschan verlegt und dabei besonders an das Quellgebiet der Selenga denkt. Auf diese Gegend weisen auch die Berichte, welche uns jetzt durch die Entzifferung der alttürkischen Inschriften erschlossen sind.

Schon seit dem 18. Jahrhundert waren aus dem Quellgebiet des Jenissei Inschriften in runenähnlichen Zeichen bekannt geworden, deren Zahl sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts erheblich vermehrte. Ihre systematische Erforschung wurde durch finnische Gelehrte in Angriff genommen, so Aspelin 1887 und 1889, Heikel 1890 und besonders Vilh. Thomsen, dem 1893 die schwierige Entzifferung des Alphabetes gelang. Eine wichtige Bereicherung erfuhr das Material durch die von N. M. Jadrinzew 1889 am oberen Orchon entdeckten Denkmäler mit chinesischen und alttürkischen Texten. Sie bildeten die Grundlage für weitere Forschungen von W. Radloff, dem wir neben Thomsen die beste zusammenfassende Bearbeitung der türkischen Texte verdanken.

Die Hauptschriften über die alttürkischen Inschriften sind G. Schlegel, La stèle funéraire de Teghin Giogh. Helsingfors 1892 (für den chinesischen Text); Vilh. Thomsen, Inscriptions de l'Orkhon déchiffrés. Helsingfors 1896 (Mém. Soc. Finno-Ougrienne V); W. Radloff, Die alttürkischen Inschriften der Mongolei. St. Petersburg 1895; dgl., Zweite Folge 1899 (mit F. Hirth und W. Barthold); ders., Atlas der Altertümer der Mongolei. St. Petersburg 1892—96; J. Marquart, Die Chronologie der alttürkischen Inschriften. Leipzig 1898. — Orientierende Aufsätze von J. R. Aspelin, Centralasiatische Inschriften. Ausland 1890, 326 ff. (Übersicht der älteren Funde); Radloffs Untersuchung des Orchonbeckens. Globus 64 (1893) 69 ff.; E. Fromm, Die Entzifferung der Orchon- und Jenissei-Inschriften. Ebd. 66 (1894) 325 ff. Seither ist durch die Expeditionen von M. A. Stein, die preußischen Turfanexpeditionen u. A. manches neue Material hinzugekommen, worüber die Literatur am vollständigsten in Or. Bibl. zu finden, zuletzt 23/24 (1909/10). Wichtige neue Beiträge finden sich besonders in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie, so K. Foy, Die Sprache der türkischen Turfanfragmente in manichäischer Schrift 1904, 1389—1403; A. v. Le Coq, Köktürkisches aus Turfan 1909, 1047—61; V. Thomsen, Ein Blatt in türkischer Runenschrift aus Turfan 1910, 296—306. Eine inhaltreiche Übersicht der neueren Forschungen in Ost-Turkestan gibt M. Winternitz im Globus 95 (1909) 101 ff., 122 ff. Weiteres s. u. bei „Uiguren".

Die bedeutendsten dieser alttürkischen oder, wie sie auch genannt werden, köktürkischen Denkmäler sind die Gedenksteine für den Tukiuprinzen Kül Tegin vom Jahre 731 (oder 733) und seinen älteren Bruder Bilgä Chan vom Jahre 735. Sie werden nach ihrem Fundort auch als Inschriften von Koscho Tsaidam (am rechten Ufer des oberen Orchon, unweit Karakorum) bezeichnet (so bei Radloff). Es sind zwei mächtige Steinplatten mit einer chinesischen Inschrift und einer bedeutend längeren türkischen Runeninschrift auf der anderen Seite und den Schmalseiten. Der türkische Text ist keineswegs eine Übersetzung des chinesischen, berührt sich aber mit diesem doch in mehreren Wendungen, so besonders in dem kosmologischen Ausgangspunkt. Ein Vergleich der nüchternen Reflexion des chinesischen Textes mit dem poetischen Schwung des von einem starken Nationalbewußtsein getragenen türkischen Textes ist völkerpsychologisch beachtenswert. Ich setze daher den Anfang beider Texte (nach Radloff) hier nebeneinander. Zu beachten ist, daß die chinesische Inschrift auf kaiserlichen Befehl zu Ehren des offenbar in einem losen Abhängigkeitsverhältnis stehenden

1. Kasantatare.

2. Tiptere, Werchni Uralsk.

3. Krimtatare (Jali boju). Jalta

4. Nogaier, Astrachan

Türkenprinzen verfaßt ist, während der türkische Text von dessen überlebendem Bruder, dem Chagan Bilgä Chan, beigefügt ist und den Ruhm des Türkenvolkes verkündet. Der chinesische Text ist der von Radloff mitgeteilten Übersetzung von W. P. Wassiljew entnommen, mit Weglassung der Varianten und Erläuterungen. Da eine wörtliche Übersetzung aus dem Chinesischen unmöglich bez. unverständlich ist, kam es nur auf die freie Wiedergabe des Sinnes einiger charakteristischer Sätze an. Ein Vergleichung mit den von Schlegel a. a. O. mitgeteilten Übersetzungen von ihm selbst und G. v. d. Gabelentz läßt die Schwierigkeiten erkennen.

Chinesischer Text.

Denkmal des verstorbenen Küe-Tegin. Da dieser blaue Himmel das All bedeckt, so ist, wenn Himmel und Menschen einträchtig sind, das Weltall ganz einheitlich, und es besteht kein Unterschied. Da aber, wenn ihr Geist sich getrennt hat, die Wirkung von Jin und Jang eintritt, so erscheinen verschiedene Herrscher und Häuptlinge .... Ursprünglich im Mittelreiche entstanden, erhoben sich Helden in den nördlichen Wüsten, und kommend zum Hofe Kan-Tsiuen baten sie zu beschützen die Grenze Kuanglu. Dies ist ein Beweis dafür, daß ein tiefer Zusammenhang der Gnade und Freundschaft (zwischen den Chinesen und den Nomaden) schon im Altertume bestand.

. . . .

. . . .

Der hier begrabene Herr trug den Namen Küe-Tegin, er war der zweite Sohn des Ku-tu-lu Kagan, der berühmte jüngere Bruder des jetzigen Pi-kia (Bilgä) Kagan. Seine Ehrfurcht gegen die Eltern und seine Freundestreue gegen alle wurden gepriesen in fernen Ländern. . . . . . .

. . . .

Im Norden bis zu den Grenzen Hien-lui und im Osten bis zur Nachbarschaft von Tschu-jue — erhielt er den hohen Titel eines Tu-ki, um unserer Dynastie T'ang sich zu nähern. . . . .

. . . .

Türkischer Text.

Nachdem oben der blaue Himmel und unten die dunkle Erde entstanden waren, sind zwischen beiden die Menschensöhne entstanden. Über die Menschensöhne erhob sich als Herrscher mein Vorfahr Bumyn Chan, der berühmte Chan, er hielt die Stämme und die Gesetze des Türkenvolkes in Ordnung und verbesserte sie. Wenn die vier Winkel feindliche Einfälle machten, so zog er mit seinen Heeren aus, unterwarf die Völker der vier Winkel und stellte, sie überfallend, den Frieden her, besiegte die Häuptlinge und machte sich die Hoheit untertan. Nach vorn (Osten) bis zum Bergwalde Kadyrkan, rückwärts (Westen) bis zum Eisernen Tore siedelte er sie an. Zwischen beiden lebten herrenlos die Blauen Türken (*kök türk*, nach Thomsen 138 = die himmlischen, erhabenen) lange Zeit; denn er war ein weiser Chan, ein heldenmütiger Chan, alle seine Beamten waren weise, waren Helden, alle seine Fürsten und Untertanen waren gerecht. Deshalb vermochte er die Stämme zu regieren, bereitete sich den Ehrenplatz und verschied. Als Trauernde und Leidtragende kamen das im Osten wohnende Volk der Bökli-Aetschü (Thomsen 98 „die Völker der Wüste") die Chinesen, die Tibetaner, die Par-Purym, die Kirgisen, die drei Kurykan, die dreißig Tatar, die Kytai und die Tatby usw.

Der chinesische Text beschränkt sich im Wesentlichen auf eine Würdigung der Tugenden und Verdienste des Verstorbenen. Im türkischen Text wird die

Geschichte des Türkenvolkes aufgerollt und zunächst die Entstehung und Ausdehnung seiner Herrschaft geschildert. Als Grenzen werden der Bergwald Kadyrkan im O und das „Eiserne Tor" im W angegeben. Ersterer wird von Thomsen 136 f. mit großer Wahrscheinlichkeit auf das Chingangebirge gedeutet. Von besonderem Interesse ist es, bereits hier und im weiteren Text wiederholt der Bezeichnung „Eisernes Tor" *(tämir-qapyg* = osm. *Demirkapu)* zu begegnen. Sie kann geradezu als ein Merkmal türkischer Ortsnamengebung gelten, obwohl sie auch außerhalb des türkischen Sprachgebietes vorkommt. Ich habe, durch diese Stelle veranlaßt, den Gebrauch der Bezeichnung „Eisernes Tor" verfolgt und muß im Allgemeinen auf die dortige Zusammenstellung, welche hier zu viel Raum beanspruchen würde, verweisen.[1]) Von den dort genannten Örtlichkeiten können nur das schon von dem chinesischen Buddhisten Hüan Tschuang 648 n. Chr. beschriebene Eiserne Tor in Buchara oder allenfalls der in chinesischen Berichten des 13. und 14. Jahrhunderts ebenfalls so genannte Paß Talki N von Kuldscha gemeint sein. Thomsen, Inscr. de l'Orkhon 137, Marquart Chron. S. 7 und auch Barthold bei Radloff, Altt. Inschr. II 11, der früher an den Paß Talki dachte, entscheiden sich übereinstimmend für den auch Buzghala genannten Paß in Buchara SO von Karschi. Dieser auf unseren meisten Karten, so auch bei Stieler, nicht verzeichnete Paß scheint mehr als irgend ein anderer nach seiner ganzen Beschaffenheit die Bezeichnung Eisernes Tor zu verdienen und dieselbe tatsächlich auch früher als andere gleichnamige Örtlichkeiten zu führen. Außer der von mir a. a. O. erwähnten Literatur verweise ich hier besonders auf die Beschreibung von Reclus VI 502 f. und die meiner Abhandlung beigegebene Kartenskizze (S. 217) sowie das Lichtbild von Rickmers (Taf. II).

Das türkische Reich des 7. Jahrhunderts erstreckte sich also von der Grenze der Mandschurei bis nahe an den Amufluß.

Was dann die im türkischen Text genannten Völkernamen betrifft, so habe ich schon im I. Teil meiner Arbeit (S. 60) darauf hingewiesen, daß wir hier das früheste Zeugnis für den Namen Tataren vor uns haben, zugleich auch den Beweis, daß diese Form die ursprüngliche und nicht etwa erst durch chinesische Ausstoßung des r (*ta-ta* der chinesischen Quellen) gebildet ist. Wir finden die „dreißig Tatar" nochmals weiter unten in der Inschrift des Kül Tegin, während in jener des Bilgä Chan von „neun Tatar" die Rede ist; s. die Texte bei Radloff I 45 § 5, 440 f. § 4, 14, 454 § 9. Nach ebd. 429 wohnen die „dreißig Tatar" N von den Kytai, etwa am oberen Laufe des Amu nach Thomsen 140 zwischen den Ogusen oder Uiguren im W und den Kitai im O. Beide Forscher halten sie für Mongolen. Unter den anderen hier genannten Völkern sind die Kirgisen hervorzuheben. Es ist deren erste Erwähnung, falls nicht die dem Zemarchos geschenkte Sklavin aus dem Stamme *Χεϱχίς* bei Men. Prot. 20 (s. o. 614) diesem Volke angehört.[2])

Das Wesen des herrschenden Stammes als eines Reitervolkes tritt in der Benennung und Hervorhebung der von den Fürsten im Kampf gebrauchten Pferde hervor. Sie erscheinen als historische Individualitäten von fast ebensolcher Bedeutung

---

1) „Eisernes Tor". Mitt. d. Geogr. Ges. Wien 1916. S. 201—23. Taf. II/III

2) Da die Tscherkessen bei antiken Schriftstellern stets *Κεϱκέται* (oder ähnlich) heißen, scheint *Χεϱχίς* eher dem türkischen *kyrgys* gleichzusetzen sein.

wie die kämpfenden Helden selbst. So heißt es z. B. von Kül Tegin (Radloff 443): „Seinen Grauschimmel Tadyksatschurang bestieg er und griff an. Dieses Pferd starb dort. Zweitens bestieg er den Yschbara-Jamtar Grauschimmel und griff an, auch dieses Pferd starb. Drittens bestieg er das braune Pferd Kädimlik des Jägisim Beg und griff an, auch dieses Pferd starb.“

Besondere Beachtung verdient das Verhältnis zu China. Von diesem als Nachbarn gefürchtet. mußten die Türken doch dessen überlegene Macht und Kultur anerkennen. Es war eine Art Kompromiß, das jeder Teil, wie der chinesische und der türkische Text deutlich erkennen lassen, in seinem Sinne auslegte. Aber zeitweise gewann doch das Chinesentum die Oberhand. So heißt es gleich nach dem oben mitgeteilten Anfang der türkischen Inschrift: „Die Söhne ihrer Fürsten wurden Knechte der Chinesen, und ihre reinen Töchter wurden Mägde derselben. Die türkischen Fürsten gaben ihre türkischen Namen auf und nahmen als chinesische Beamte chinesische Namen an. Sie unterwarfen sich dem chinesischen Kaiser und weihten ihm Sinn und Kraft 50 Jahre lang.“ — „Da sprach oben der Gott der Türken und die Geister (?) der Erde und des Wassers „Das Türkenvolk möge nicht zu Grunde gehen und leben“, und hob meinen Vater und meine Mutter empor, sie auf dem Scheitel des Himmels haltend.“ Nun folgt die Wiederherstellung des türkischen Volkstums und seiner Stammesordnung, die Abwehr der Feinde ringsum, der Chinesen im S, der Ogusen (eines ebenfalls türkischen Volkes) im N., der Kirgisen, der Kurykan, der 30 Tatar, der Kytai usw. Bei diesen Bezeichnungen der Himmelsrichtungen wird stets O als die Richtung der aufgehenden Sonne mit vorne und dem entsprechend W mit hinten, N mit links und S mit rechts ausgedrückt. Dem chinesischen Einfluß konnten sich aber die Türken auf die Dauer doch nicht entziehen, wie folgende bemerkenswerte Stelle erkennen läßt (Radloff 446 und 457): „In diesem Lande wohnend bin ich mit dem Chinesenvolke in Verbindung getreten. Das Chinesenvolk, welches uns Gold, Silber, Wohlgerüche (?) und Seide ohne Zahl gibt, ist milde an Machtäußerungen und mäßig in Tributforderungen. — In Folge ihres dichten Zusammenwohnens haben sie Einsicht und Wissen aufgehäuft.“

Auf beifolgender Kartenskizze habe ich versucht, die wichtigsten der in den alttürkischen Inschriften auftretenden Ortsbezeichnungen einzutragen, soweit sie lokalisierbar sind. Sie geben uns ein Bild von dem geographischen Horizont des türkischen Volkes zu jener Zeit wie von der Ausdehnung seiner Herrschaft. Diese stimmt im Wesentlichen mit jener des Reiches der Hiungnu überein und umfaßt in der Hauptsache die nördliche Gebirgsumrandung Inner-Asiens von den Ebenen Turkestans im W bis zum Chinggangebirge im O. Für die Erörterung der Einzelheiten muß auf die Bearbeitung der Inschriften von Radloff und Thomsen verwiesen werden. Zahlreiche andere Ortsnamen lassen sich vorläufig überhaupt nicht genauer festlegen. Daß aber die türkische Namengebung Hoch-Asiens im 7. und 8. Jahrhundert eine festausgebildete war, zeigt die Wiederkehr derselben Namen nicht nur in den beiden großen Inschriften von Koscho Tsaidam, sondern auch in der 1897 an der oberen Tola aufgefundenen Inschrift des Tonjukuk, eines türkischen Nationalhelden des 7. Jahrhunderts (Radloff, 2. Folge, mit Abhandlung von F. Hirth).

Das Verbreitungsgebiet der alttürkischen Inschriften, soweit sie bei Radloff gesammelt sind, reicht aus der Gegend von Minussinsk über das Quellgebiet des Jenissei zur Selenga und zum Orchon, wo der Schwerpunkt dieser Kultur zu suchen ist, und S bis zum Ongin in der mittleren Mongolei. Mein Versuch, die Fundstellen auf einer Karte übersichtlich zusammenzustellen, scheiterte an dem Mangel an Spezialkarten. Doch ergibt sich mit hinlänglicher Sicherheit die nordwestliche Mongolei zwischen Altai, dem Sajanischen Gebirge und dem Baikalsee als der Hauptsitz des führenden türkischen Volkes in der Zeit von der Mitte des 6. bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts.

Die Inschriften sind, von einzelnen Namen und Wörtern abgesehen, das älteste zusammenhängende Denkmal türkischer Sprache und haben uns in dieser zum erstenmal den Namen des Volkes überliefert. Daß wir ihn bei den Byzantinern und vielleicht bei den Römern schon früher bezeugt finden, wurde oben gezeigt. Wir haben ferner gesehen, daß die Namen Tataren und Kirgisen hier zuerst auftreten. Von den übrigen der türkischen Völkergruppe zugehörigen Namen sei noch jener der Ogusen erwähnt. Er war uns früher bekannt in der Personifikation des Oghus Chan, den Raschideddin und die osmanischen Geschichtschreiber als Stammvater des Volkes und Begründer der türkischen Macht in Turkestan nennen.[1]) In den Inschriften treten uns die Ogusen als ein wirkliches Volk von 9 Stämmen entgegen, das dem herrschenden Turkvolk verwandt und unterworfen ist und seine Wohnsitze an der Selenga und Tola hat. Sie sind die Vorfahren der nun bald in den Vordergrund tretenden Uiguren.[2])

Die seit Entzifferung der Inschriften vielfach beliebte Bezeichnung köktürkisch für diese älteste türkische Kulturperiode und ihre Denkmäler kann ich mit Radloff[3]) nicht für glücklich halten. Sie stützt sich auf die oben erwähnte Stelle aus der Grabschrift des Kül Tegin und enthält nur ein Epitheton, aber keinen Volksnamen. „Alttürkisch" ist verständlicher und einfacher. Irreführend ist auch die Bezeichnung „Runenschrift" für die Schriftdenkmäler insofern, als die Ähnlichkeit mit nordischen Runen nur eine scheinbare und äußerliche ist, während nach den überzeugenden Ausführungen von Thomsen 44ff. der Ursprung in der aramäischen Schrift zu suchen ist, die auf dem Weg durch Persien und unter dem Einfluß der Pehlewischrift und anderer iranischer Schriftsysteme wahrscheinlich im 6. Jahrhundert zu den Türken gelangte. Sie hat in Inner-Asien das alte türkische Reich der Steindenkmäler noch überdauert und anscheinend bis gegen das Ende des 1. Jahrtausends sich als Buchschrift erhalten, wie aus den von der preußischen Turfanexpedition entdeckten Bruchstücken ersichtlich ist. Die wichtigsten Veröffentlichungen hierüber sind oben angeführt. Das auffälligste Merkmal dieser letzten Periode alttürkischer Kultur ist das Eindringen des Manichäismus, der uns in den Tafeln des prächtigen Werkes von A. v. Le Coq über Chotscho (Berlin 1913) so lebhaft vor Augen

1) Radloff, Das Kudatku Bilik I Einleitung; J. v. Hammer, Gesch. d. Osman. Reiches 2. A. I 43 ff.

2) Thomsen a. a. O. 147f.; Radloff, Inschriften I 425, Hirth ebd. II 37ff.; Marquart a. a. O. 23ff; Helmolt II 153; Tomaschek, Kritik II 63.

3) Alttürkische Studien. Bull. Ac. I. St. Pétersbourg Sér. VI T. IIII (1909) S. 1213f.

Inner-Asien
nach den
alttürkischen Inschriften
von
E. Oberhummer.

tritt. Da finden wir einen türkischen Text von etwa 800 n. Chr. (Le Coq Tafel 5), dann alttürkische Schrift mit manichäischer Umschrift als Hilfsmittel für Manichäer zur Erlernung der ersteren, ferner Sanskritwörter türkisch erläutert, buddhistische Schriften, aus dem Indischen in das Tocharische und aus diesem in das Türkische übertragen, kurz eine merkwürdige Kreuzung der verschiedensten Völker- und Kulturkreise. Die Sprache dieser letzten alttürkischen Denkmäler steht dem in der Folgezeit in Ost-Turkestan herrschenden Uigurischen sehr nahe, ferner dem Dschagataischen West-Turkestans.

Etwa um 745 unterliegt das alttürkische Reich, das erste, das ausdrücklich den Namen Türken (Tu-kiu der Chinesen) an der Spitze trägt, dem Ansturm eines andern türkischen Volkes, der Uiguren.

Der älteste nachweisbare Sitz dieses Volkes scheint noch im Norden gegen den Baikalsee gewesen zu sein. Später finden wir sie zu beiden Seiten des östlichen Tienschan. Chinesische Berichte geben ihnen schon zum Jahre 478 eine eigene Schrift. Als sie um 745 die Oberhand über das alttürkische Reich der Tukiu gewannen, waren sie bereits im Besitz einer anderen, aus dem syrischen Estrangelo abgeleiteten Schrift, welche durch nestorianische Christen tief nach Asien hinein verbreitet wurde. In dieser Schrift ist das bedeutendste Werk ihrer Literatur wie der älteren Turkvölker überhaupt abgefaßt, das Kudatku Bilik oder „Glückliche Wissen". Es ist eine Art Ethik, welche von einer hohen geistigen Entwicklung des Volkes zeugt. In den Jahren 1068/9 im heutigen Ost-Turkestan verfaßt, ist es zuerst in einer 1440 zu Herat verfertigten Abschrift bekannt geworden, die von J. v. Hammer in Konstantinopel erworben wurde und sich jetzt in der Hofbibliothek in Wien befindet. Eine zweite Handschrift ist jetzt in der Bibliothek in Kairo bekannt (in arabischer Schrift).

„Neue Alphabete treten bei entscheidenden Wendungen der Geschichte auf." Diese von Justi (Gesch. Persiens 196) an anderen Beispielen erläuterte Tatsache tritt uns auch in Inner-Asien entgegen. Die Verdrängung der alttürkischen „Runenschrift" durch die uigurische begleitet den Wechsel des führenden Volkes unter den Turkstämmen. Damit Hand in Hand geht das Vordringen des nestorianischen Christentums. Als der Islam an dessen Stelle trat wurde das arabische Alphabet auch die allgemeine Schrift der Türken. In beiden Fällen haben sich jedoch die alten Schriftzeichen noch lange daneben erhalten, so wie o. gezeigt, die alttürkischen „Runen" als Buchschrift bis etwa um 1000 n. Chr. Uigurische Schrift finden wir, nachdem längst der Islam herrschend geworden war, in dem sechssprachigen Text von 1345 des Tores von Kiu yung kuan[1], in Urkunden Timurs von 1379; ja in den Tälern des Tienschan scheint sie sich bis zur neueren Zeit erhalten zu haben. Dort ist immer der Schwerpunkt der uigurischen Kultur gewesen, wie auch das heutige Kaschgar-Türkisch als die unmittelbare Fortsetzung der uigurischen Literatursprache bezeichnet werden kann.

Politisch hat die um 745 hochgekommene Macht der Uiguren im Jahre 1209 ihr Ende gefunden durch die Eroberungen Dschingis Chans. Aber nur politisch war die Führung nunmehr an die Mongolen übergegangen; im Reiche

1) R Bonaparte, Documents de l'époque mongole 1895, hienach bei Helmolt II 164f.; Radloff, Atlas Tafel 69f.

Dschagatai, das Ost- und West-Turkestan umfaßte, wie im Kiptschak, dem späteren Rußland, war türkisch die herrschende Sprache und Kultur.

Über Schrift und Sprache der Uiguren hat zuerst J. Klaproth eingehend gehandelt, s. Ritter II 343 ff. In neuerer Zeit hat H Vambéry, Uigurische Sprachmonumente und das Kudatku Bilik (Innsbruck 1870) den Grund für weitere Forschungen gelegt, die besonders von W. Radloff aufgenommen wurden: Kudatku Bilik (Faksimile) Petersburg 1890, und „Das Kudatku Bilik" (Text. Übersetzung und Erläuterungen) Teil I 1891, Teil II 1. Lief. 1900, 2. Lief. 1910. Weitere Beiträge lieferten W. Schott, Zur Uigurenfrage. Abh. Ak. Berlin 1873, 1875. — F. W. K. Müller, Uigurica. Ebd. 1908, 1910. — Ders., Handschriftenreste in Estrangeloschrift aus Turfan Sitz.-Ber. Ak. Berlin 1904 S. 348 ff. — H. Stönner, Uigurische Fragmente in Brahuischrift. Ebd. S. 1288 ff — J. Marquart, Guwainis Bericht über die Bekehrung der Uiguren. Ebd. 1912, 486—502. Ders., Osteur. Streifzüge 45 ff. über die Namen Türken und Uiguren. Eine Faksimile und Textprobe des Kudatku Bilik auch bei Helmolt II 145 ff. Zur Lage des Uigurenreiches, von dessen äußerer Geschichte wir nur wenig erfahren, s. die historischen Atlanten von Spruner usw.

Es ist nicht ohne Belang, daß die Uiguren selbst, wie wir aus der Vorrede zum Kudatku Bilik ersehen, sich und ihre Sprache als türkisch bezeichneten, so daß der Name dieses Volkstums auch hier wieder an das Hochland von Inner-Asien und dessen westliche Gebirgsumrandung geknüpft erscheint. Daneben haben aber andere Völker türkischen Stammes unter anderen Namen über das Steppengebiet im Westen bis in den Bereich der europäischen und arabischen Kulturwelt ausgegriffen. Dieser Zug nach Westen beherrscht die ganze Entwicklung des türkischen Völkerkreises. In den Hunnen haben wir o. das am weitesten nach W vorgestoßene Türkenvolk kennen gelernt. Ihnen folgten die Avaren, deren türkisches Volkstum nach den Untersuchungen von Vambéry u. A. kaum bezweifelt werden kann. Ihrer mit der türkischen übereinstimmenden Haartracht wurde bereits o. S. 615 gedacht; auch Johannes von Ephesos und Theophanes bezeugen dieselbe[1]. Das gleiche gilt von den Chazaren, deren mongolischen Typus ein armenischer Schriftsteller in unverkennbarer Weise schildert[2]. Die Geschichte dieses merkwürdigen Volkes und seiner Bekehrung zum Judentum ist neuerdings in der nachgelassenen (unvollendeten) Studie von Hugo Frhrn. von Kutschera (Die Chasaren. Wien 1909) eingehend behandelt worden. Der Verf. ist geneigt, den Chazaren finnische Abstammung zuzuschreiben, da Ibn Fothlan und Konstantinos Porphyrogennetos ihre Sprache als von der türkischen verschieden bezeichnen (S. 111 f.); er gibt aber zu, daß das türkische Element bei diesem Volke stark vertreten war. Seine Annahme, daß das polnisch-russische Judentum, die sog. Aschkenazim-Juden, auf chazarischen Ursprung zurückzuführen und daraus die somatischen Unterschiede gegen die spaniolischen oder Sephardim-Juden zu erklären seien (S. 208 ff., 254 ff.), geht jedoch entschieden zu weit. Doch ist kaum zu bezweifeln, daß im südrussischen Judentum chazarische und damit indirekt türkische Elemente vertreten sind.

1) J. Marquart, Osteurop. Streifzüge 43 f.; Dieterich, Byz. Quellen II 9. Mit den heutigen Avaren kaukasischen Stammes besteht kaum ein Zusammenhang, s. Merzbacher, Kaukasus I 212 ff.

2) Marquart a. a. O und ö., bes. S. 5 ff. „Die Bekehrung der Chazaren zum Judentum". Sonst vgl. über Avaren u. Chazaren Tomaschek in Realenc. d. Altert. II 2264, III 2204. F. Müller, Ethnogr. 397 f.

was auch bei anthropologischen Untersuchungen Berücksichtigung verdient. Bezüglich der Petschenegen scheint ein Zweifel über ihre Zugehörigkeit zur türkischen Volksgruppe überhaupt nicht zu bestehen. Wir haben uns darüber bereits im ersten Teil dieser Arbeit (S. 69, 78) geäußert und verweisen auf die sonstige Literatur.[1])

Anders verhält es sich mit den Bulgaren. Daß sie ursprünglich ein ural-altaisches, erst an der Donau slavisiertes Volk gewesen seien, stand seit langem fest. Ähnlich wie bei den Magyaren schwankte jedoch ihre Zuteilung zur finnischen bzw. türkischen Gruppe. In jedem Falle scheinen sich die Einflüsse von beiden Seiten her zu kreuzen. Während aber das Magyarische heute entschieden als dem finnischen Sprachtypus näher stehend anerkannt ist, neigt sich bezüglich der Urbulgaren, von deren Sprache wir freilich nur sehr dürftige Überreste kennen, die Wagschale immer mehr zu Gunsten ihres türkischen Ursprungs, wenn auch bezüglich der Wolgabulgaren ein starker finnischer Einschlag nicht abzuweisen ist.[2])

Der volle Beweis des türkischen Ursprungs der Bulgaren scheint jetzt durch den finnischen Forscher J. Mikkola erbracht zu sein. In einem Vortrag vor der finnisch-ugrischen Gesellschaft in Helsingfors zeigt er an der Hand des schon länger bekannten Verzeichnisses heidnischer bulgarischer Fürsten sowie der 1905 unweit Preslav gefundenen griechischen Inschrift mit einem altbulgarischen Jahreszyklus, daß dieser ganz mit dem aus den alttürkischen Inschriften am Orchon bekannten chronologischen Zyklus übereinstimmt, wie auch die Zahlwörter und Namen türkisch sind[3]). Hiernach haben wir also auch die Bulgaren unter die nach W vorgedrungenen Völker türkischen Stammes zu rechnen.

Die mit den Hunnen einsetzende ältere Periode von Wanderungen türkischer Völker nach W findet ihren Abschluß mit der früher (S. 69) besprochenen Niederlassung der Kumanen und Jazygen in Ungarn. Keines von diesen Völkern hat sich in seiner nationalen Eigenart auf die Dauer erhalten. Entweder wird ihre Macht durch den Gegenstoß westeuropäischer Völker gebrochen, und sie verschwinden bald darauf aus der Geschichte wie die Hunnen und Avaren; oder sie gehen allmählich in der umgebenden Bevölkerung auf, verlieren ihre Sprache und bewahren nur im Namen, in somatischen Merkmalen oder in ethnographischen Eigentümlichkeiten die Erinnerung ihrer Herkunft. So erhielt sich der Name der zuerst um 623 auftretenden Chazaren als geographische Bezeichnung für das Land im N des schwarzen Meeres bis zum 15. Jahrhundert, während der von ihnen angenommene jüdische Glaube in einem Teil der jüdischen

---

1) W. Schott in Allg. Encykl. III 19 (1844); F. Müller, Ethn. 398 f.; Krumbacher, Byz. Lit. 1105; Dieterich, Quellen 49 ff., 147 ff.

2) Lit. über die Bulgaren: Müller 397 f.; Krumbacher 1079 f., 1104; Dieterich II 9 ff., 136; Tomaschek in Realencykl. III 1040 ff.; Marquart, Chronologie 40 ff., 72 ff., 109 ff., Streifzüge ö (s. Register); Vambéry 67; Jireček, Gesch. d. Bulg. 1876 (Hauptschrift); Helmolt V 321 ff.; M. Hruševskyi, Gesch. des ukrainischen Volkes I (1906) 150 f., 573. Nach letzterem wird die türkische Abstammung auch von Schischmanov (1900) vertreten.

3) Ref. von C. Jireček in Archiv f. slav. Philol. 35 (1914) 548 ff. nach Isw. d. Abt. f. russ. Spr. d. Ak. Petersburg 18 (1913).

Bewohner Rußlands noch fortlebt[1]). Die seit Anfang des 9. Jahrhunderts genannten Petschenegen werden als solche zuletzt im 13. Jahrhundert erwähnt, haben sich aber als christliche Türken in Bulgarien und Bessarabien erhalten (o. S. 78). Die Kumanen haben, wie früher gezeigt, ihre Sprache bis 1770, ihre politischen Vorrechte bis 1876 bewahrt. Die zuerst im Jahre 481 an der untern Donau bezeugten Bulgaren sind nach Überschreitung des Stromes (seit 660) und besonders seit der Annahme des Christentums (seit 864) im slavischen Volkstum aufgegangen. In ihrer Sprache haben sich neben zahlreichen türkischen Lehnwörtern nur sehr wenig alttürkische Elemente erhalten. Doch zeigt das Bulgarische manche auffällige Abweichungen von allen andern slavischen Sprachen, wie auch der Volkscharakter zu den übrigen Südslaven in einem deutlichen Gegensatz steht. Wieweit solche Erscheinungen auf die türkische Abstammung oder auch auf die thrakische Urbevölkerung des Landes zurückzuführen sind, wage ich nicht zu entscheiden. Bezüglich des vom 9. bis 13. Jahrhundert blühenden Reiches der Wolgabulgaren (Groß-Bulgarien) muß ich auf die o. angeführte Literatur verweisen.

Einen wesentlich anderen Charakter erhielt die Bewegung der Türken nach W unter dem Zeichen des Islam. Die Annahme der neuen Religion ist für die ganze Weiterentwicklung des türkischen Völkerkreises von entscheidender Bedeutung geworden. Wann sie erfolgt ist, läßt sich mit einem bestimmten Datum schon deshalb nicht angeben, weil die neue Lehre nur allmählich zu den verschiedenen Völkern des weiten Gebietes gelangt ist. Doch scheint sich der Vorgang verhältnismäßig rasch, etwa innerhalb eines Jahrhunderts, vollzogen und alle Völker türkischer Sprache mit Ausnahme der Jakuten, einiger kleinerer sibirisch-tatarischer Stämme und der Reste früher in Europa christianisierter Türken (o. S. 78) ergriffen zu haben. Damit war der Übergang des Schwerpunktes des Islam von den Arabern auf den türkischen Völkerkreis angebahnt, zugleich auch die Scheidung von den stammverwandten Mongolen verschärft, die zu Trägern des Buddhismus wurden.

Die erste Berührung der Türken mit dem Islam erfolgte über Persien, wo 651 die Herrschaft der Sassaniden dem Ansturm der Araber endgültig erlag. Bald darauf, seit 666, dringen arabische Heere auch in Turkestan ein, und mit ihnen faßte der Islam dort Fuß[2]). Manche Anhänger mögen demselben unter den türkischen Bewohnern des Landes schon gewonnen gewesen sein, ehe sich einzelne Fürsten zur allgemeinen Annahme der neuen Lehre entschlossen. Das scheint aber nicht vor der Mitte des 10. Jahrhunderts der Fall gewesen zu sein. Nach Hammer I 37, der dem osmanischen Geschichtschreiber Neschri (um 1500) folgt, nahm um 960 Salur, Fürst der Ogusen in Turkestan, mit 2000 Familien den Islam an und nannte sein Volk zum Unterschied von den noch nicht bekehrten Türken „Turkmanen". Eine hiervon etwas abweichende Darstellung gibt Vambéry, Gesch. Bocharas 89 ff. und Aug. Müller, Der Islam II 51 ff. Wir entnehmen daraus, daß um jene Zeit von Kaschgar aus ein Vorstoß uigurischer

1) Kutschera, Die Chasaren 162 ff., wo auch ausführlich über die Kumanen, 205 und o. S. 624.

2) Näheres bei Vambéry, Gesch. Bocharas 1872 und Aug. Müller, Der Islam 1887.

Türkenfürsten auf die Herrschaft der iranischen Samaniden in Bochara und Chorassan erfolgte, wodurch die Vormacht der Türken in diesen Ländern entschieden wurde. Ihre Bekehrung zum Islam wird von Vambéry und Müller kaum erwähnt. Einiges Licht hierüber verbreitete die o. genannte Abhandlung von Marquart über die Bekehrung der Uiguren. Hiernach hatte in Kaschgar um 762 der Manichäismus, um 960 unter Satok Bogra Chan (ähnlich Helmolt II 164) der Islam Eingang gefunden, dieser zunächst in der Form der Schia, so daß Ali an Stelle Manis' trat. Mit der Eroberung von Bochara, wo die Sunna vorherrschte, gewann diese auch die Oberhand unter den Türken, so daß sie von nun an neben den Arabern als die Hauptträger des sunnitischen Islam erscheinen. Rund um 1000 kann also die Islamisierung der Türken als vollzogen gelten; doch bleibt über die Verbreitung der Lehre bei den einzelnen Völkern, z. B. den Nomaden Zentral-Asiens und den russischen Tataren, noch vieles aufzuklären.

Die Verbindung mit dem Islam wurde für das Türkentum der Ausgangspunkt zu weitausgreifender Machtentfaltung. Aus Inner-Asien durch die Mongolen in der Herrschaft verdrängt, fand es im Süden von Indien bis nach Ägypten einen neuen Boden für seine staatenbildende Tätigkeit. Die Geschichte der türkischen Dynastien in Turkestan, in Iran und Indien kann hier nicht im Einzelnen verfolgt werden. Erinnert sei nur an das von dem Türken Alptegin um 970 begründete Reich der Ghasnewiden, das den Islam um 1000 siegreich nach Indien trug und dort in Lahore einen festen Stützpunkt fand; an die türkischen Herrschergeschlechter in Delhi seit 1206[1]), an die glänzende Gestalt des auch als Geschichtschreiber seiner Taten hervorragenden Sultans Baber (o. S. 82) usw.

Vielfach waren es gekaufte türkische Sklaven — arabisch *mamluk* genannt — aus Turkestan, die als Prätorianergarden an indischen, persischen und arabischen Fürstenhöfen sich durch militärische Tüchtigkeit und Verlässigkeit auszeichneten und so den Weg zu eigener Erhebung fanden. So sind die Mamelukendynastien in Indien und Ägypten entstanden, so ist das Türkentum als führende Macht in Vorder-Asien an Stelle der Araber getreten. Voraussetzung war natürlich das Bekenntnis zum Islam, das auch dem niedrig Geborenen, aber persönlich Tüchtigen den Weg zu den höchsten Stellen eröffnete.

Schon Jahrhunderte vor der Begründung des osmanischen Reiches wurde der Übergang von Macht und Einfluß an das Türkentum durch das Eindringen türkischer Elemente in das Chalifenreich vorbereitet. Diese Durchsetzung des Chalifats ist von J. Karabacek[2]) in einer Studie über das „erste urkundliche Auftreten der Türken“ dargelegt worden. Mit der Thronbesteigung des Chalifen el Mansur, des Gründers von Bagdad, im Jahre 754 kommt zum ersten Male ein türkischer Freigelassener in eine einflußreiche Stellung. Bald wurde es üblich, die Person des Chalifen mit einer Prätorianergarde von Mameluken zu umgeben. Unter el Mamun 813—33 und el Mutassim 833—42 erreichte diese

1) Näheres bei A. Müller II 188ff., 394ff.; Ibn Batuta von H. v. Mžik 69ff.
2) Mitt. a. d. Samml. d. Papyri Erzh. Rainer I, 1887, S 93—108. Dazu auch Müller, Der Islam I 519ff „Chalifen und Prätorianer“.

türkische Garde eine stattliche Zahl und fing an in der Leitung des Reiches einen entscheidenden Einfluß zu spielen.

In Ägypten erscheinen Türken nach einer Urkunde der Sammlung Rainer zuerst im Jahre 808, und bald drang dort der Turkismus tief in die arabischen Verhältnisse ein. Türkischer Einfluß war es, der zuerst Ägypten vom Chalifenreich losriß. Achmed ibn Tulun, Sohn eines 816 aus Bochara an den Hof von Bagdad gelangten Türken, wurde 868 Statthalter und machte sich als solcher selbständig. Den Tuluniden 868—905 folgte 935—69 die gleichfalls türkische Dynastie der Ichschididen; auch unter den Herrschergeschlechtern der Mamluken 1250—1517, im Einzelnen von verschiedener Herkunft, aber alle aus der auch hier allmächtigen Leibgarde hervorgegangen, spielte das türkische Element eine große Rolle. Obwohl an Zahl immer gering, hat das Türkentum in Ägypten bis heute eine hervorragende Stelle eingenommen. Ist doch auch die von Mohammed Ali begründete Dynastie türkischen Ursprungs und türkisch die innere Hofsprache wie die Kommandosprache der Armee geblieben.[1])

Über das Eindringen türkischer Scharen in die Balkanhalbinsel seit dem 10. Jahrhundert wurde bereits früher (S. 78) gesprochen. Fügen wir hinzu, daß Kaiser Isaak II. Angelos (1185—95) sich veranlaßt sah, den Mohammedanern in Konstantinopel eine Moschee zu erbauen (Helmolt V 96), so haben wir damit in Umrissen dargelegt, wie die Türkenherrschaft über das östliche Mittelmeerbecken vor der politischen Eroberung in einem mehrhundertjährigen Prozeß der inneren Durchdringung vorbereitet wurde.

Die eigentliche Staatenbildung der Türken in den östlichen Mittelmeerländern gliedert sich in zwei Perioden, die der Seldschuken und jene der Osmanen. Beide stehen in engem Zusammenhange, die zweite ist aus der ersten hervorgegangen. Gemeinsam ist beiden der Ursprung der Bewegung in Turkestan und der Drang nach Westen, den sie mit den älteren türkischen Völkerzügen von den Hunnen bis zu den Kumanen teilen. Während aber letztere ausnahmslos aus nördlichen Gegenden die Richtung N des kaspischen und schwarzen Meeres durch das südrussische Steppengebiet genommen haben, führt der neue Weg aus dem Land zwischen Amu und Syr durch Persien und ist bezeichnet durch den Einfluß iranischer Kultur, der in Sprache und Kunstübung dauernden Ausdruck findet. Daß beide Völker als Vorkämpfer und schließlich mächtigster Faktor des Islam erscheinen, ist ein weiterer bezeichnender Zug der letzten türkischen Völkerwoge gegenüber den älteren Wanderungen. Die Ursache der letzteren kann man mit Brückner[2]) in einer säkularen Klimaschwankung und einer um 300 n. Chr. einsetzenden Periode geringeren Niederschlags in Zentral-Asien vermuten, ebenso vielleicht auch das Vordringen der Mongolen. Doch sind solche Schlüsse nur mit Vorsicht zu ziehen. Wie man das Wachstum von Siedelungen, besonders der Hauptstädte, vielfach zu einseitig aus den geographischen Umständen allein zu erklären versucht und dabei oft das ausschlaggebende Moment,

1) Oberhummer, Ägypten und der Suezkanal, Deutsche Revue 1915 S. 105f. und „Ägypten in staatsrechtlicher und wirtschaftlicher Beziehung“ in L. Cwikliński, Balkan und Naher Orient (Wien 1916) S. 318f, 324.

2) Klimaschwankungen und Völkerwanderungen. Almanach d. k. Ak. d. W. Wien 1912, 443; Mitt d. k. k. Geog. Ges. 1915, 209.

z. B. Wahl eines Ortes zum Sitz der Dynastie von erst allmählich wachsender Bedeutung, übersehen hat, so hat auch bei den späteren mongolischen und türkischen Völkerbewegungen das rein persönliche Element einen starken Anteil. Wer die Geschichte Dschingis Chans und Timurs aufmerksam verfolgt, wird sich der Beobachtung nicht verschließen können, daß hier der Wille zur Macht, getragen von persönlichen Fähigkeiten und glücklichen Umständen, ebenso zur Gründung großer, an überragende Persönlichkeiten gebundener Reiche geführt hat wie bei Alexander und Napoleon.

Persönliche Erfolge kleiner Stammeshäupter haben auch Seldschuken und Osmanen auf den Weg der Wanderung und Eroberung geführt. Da schließlich große und im zweiten Fall ein jetzt noch im Mittelpunkt des Weltkrieges stehendes Staatswesen daraus hervorgegangen sind, verdient der Anfang dieser Staatenbildungen auch hier etwas näher beleuchtet zu werden, während die weitere Entwicklung nur in großen Zügen angedeutet werden kann. Seldschuk aus dem türkischen Stamm der Gusen erscheint zuerst im Jahre 956 als Häuptling einer Horde in Dschend oder Gand, einer Landschaft am linken Ufer des Syr O von Chwarism (Chiwa), im Besitz von 100 Reitern, 1000 Kamelen, 50000 Schafen. Dort trat er mit den Seinigen zum Islam über. In erfolgreichen Kämpfen mit Ilek Chan von Bochara gewann er einen Teil von dessen Gebiet, wurde so ein unabhängiger Fürst und starb in hohem Alter 1037. Seine Enkel Togrul Beg und Tschakyr Beg, ersterer als Nachfolger in der Herrscherwürde (1037—63), eroberten 1037 Merw und 1038 Nischapur in Chorassan. Zwei Jahre später finden wir sie im vollen Besitz dieser Landschaft, und um 1043 war das nördliche Persien bis hinein nach Mesopotamien voll von Türken. 1044 wird Reï, das alte Rhagae, die Vorläuferin von Teheran, Residenz Togruls, der dort sein Leben beschließt.

Schon 1055 erhielt Togrul vom Chalifen von Bagdad unter großen Feierlichkeiten die früher von den Bujiden bekleidete Würde eines Emir el omara, d. h. „Fürst der Fürsten", wörtlich gleich dem türkischen Beglerbeg (*beg*, osm. *bey*, kirg. *bi*, ist ein schon in den alttürkischen Inschriften nachweisbarer Titel). Ursprünglich bezeichnete die Würde den Oberbefehlshaber des Heeres, tatsächlich bedeutete sie bald die wirkliche Ausübung der Regierungsgewalt neben dem mehr zum geistlichen Oberhaupt gewordenen Chalifen. Die Stellung läßt sich wohl am besten jener der japanischen Shogune bis 1868, weiterhin auch dem fränkischen Hausmeiertum vergleichen. Die Zeremonie der Belehnung erinnert (nach Jorga) in mancher Beziehung an die Kaiserkrönung Karls d. Gr. als weltlicher Schutzherr der Kirche. Togrul wurde mit den Schwertern des Ostens und Westens umgürtet und erhielt das Recht, alle Macht im Namen des Chalifen in allen Ländern des Islam auszuüben. Auch der Titel Sultan wird ihm nun zuteil, ein arabisches Wort, das eigentlich soviel wie „Herrschaft" bedeutet, aber schon seit dem 9. Jahrhundert als Prädikat („Hoheit") von mohammedanischen Herrschern Nord-Afrikas, insbesondere Ägyptens, angenommen wurde.

Unter Togruls Nachfolgern, seinem Neffen Alp Arslan 1063—71 und dessen Sohn Melikschah 1072—92 erreichte das seldschukische Reich den Höhepunkt der Macht. Sein Schwergewicht lag in Persien, wo das Türkentum jene eigentümliche Durchsetzung mit persischen Bestandteilen erfuhr,

welche zusammen mit den arabischen der späteren osmanischen Schriftsprache den aus drei verschiedenen Sprachstämmen zusammengesetzten Mischcharakter aufgeprägt hat. Entscheidend für die weitere türkische Staatenbildung wurde aber der unter Alp Arslan beginnende Vorstoß gegen das oströmische Reich. Seit der Schlacht bei Manzikert in Armenien 1071 drangen seldschukische Horden nach Klein-Asien vor und fanden in der Hochsteppe des alten Lykaonien um Ikonion zusagende Weidegründe. Noch war die Lebensweise des Volkes durchaus die nomadisierender Viehzüchter mit kriegerischer Organisation, wie sie bei ihren Stammesgenossen und den mongolischen Vettern seit Jahrtausenden üblich war. Das änderte sich auch nicht wesentlich, als ein Prinz aus Seldschuks Geschlecht, Suleiman, seit 1073 im mittleren Teile des Hochlandes von Klein-Asien ein eigenes Staatswesen begründete, das seinen Sitz in Ikonion, nunmehr Konia genannt, hatte und mit der Eroberung von Nikaia (türk. Isnik aus *εἰς Νίκαιαν* wie Stambul) 1074 schon fast das Marmarameer erreichte. Nominell war dieses Reich von Ikonion oder Rum, wie es in merkwürdiger Übertragung des Namens der „Römer" auf den neuen Türkenstaat genannt wurde, nur ein Teil des seldschukischen Großreiches von Iran und Bagdad. Dieses ging aber nach dem Tode Melikschahs durch Thronstreitigkeiten und Absonderung einzelner Provinzen dem Verfall entgegen; der letzte Rest wurde 1231 eine Beute Dschingischans.

Inzwischen stieg der Seldschukenstaat in Klein-Asien rasch zu hoher Blüte empor. Suleimans Sohn Kilidsch Arslan 1092—1107 nahm selbst den Titel eines Sultan an und bekundete damit seine Unabhängigkeit von dem zerfallenden Mutterreich in Iran. Schon rein geographisch war der Zusammenhang gelöst durch die dazwischen liegenden Reiche der christlichen Rhupeniden in Klein-Armenien (= Kilikien) und der turkmenischen Danischmende in Kappadokien (1086—1174). Die bedeutende Rolle des Reiches von Ikonion in der Geschichte der Kreuzzüge ist allgemein bekannt, ebenso die hohe Entwicklung seiner Kultur, die in den prächtigen Bauwerken von Konia, Akschehr, Sultanchan usw. noch heute die Bewunderung der Reisenden bildet[1]). Auch in der Kleinkunst hat die seldschukische Zeit Hervorragendes geleistet, und wir werden kaum fehl gehen, wenn wir auch die Anfänge der kleinasiatischen Teppichweberei darauf zurückführen. Eine historische Untersuchung hierüber ist mir nicht bekannt; doch sprechen dafür die Ausführungen über türkische Kunst bei Baedeker, Konstantinopel 2. A. S. LXIIf. und weiter finde ich ein schlagendes Zeugnis in folgender, in diesem Zusammenhang kaum beachteten Stelle bei Marco Polo I Kap. 3 „von dem Lande Turkomania":

Die Einwohner Turkomanias[2]) sind in drei Klassen zu scheiden. Die Turkomanen, die Muhammed verehren und seinem Gesetze folgen, sind ein rohes Volk und aller Bildung bar. Sie wohnen in den Bergen und an schwer zugänglichen Plätzen, wo sie gute Weide für ihr Vieh finden, von dem sie

1) Die seldschukische Kunst findet besondere Berücksichtigung bei F. Sarre, Reise in Klein-Asien 1896 und dessen „Denkmäler persischer Baukunst" II; s. auch E. Naumann, Seldschukische Baudenkmale in Klein-Asien, Süddeutsche Bauzeitung 1896.

2) Hier = Reich von Ikonion; der gleichzeitige Armenier Haiton nennt es Turquia. Die Bezeichnung Türkei, von den älteren Byzantinern auf das alte Türkenreich in Inner-Asien angewendet, erscheint hier zum erstenmal für das Stammland des osmanischen Reiches.

allein leben. Es gibt hier eine ganz vortreffliche Zucht von Pferden, welche Turki genannt, und schöne Maulesel, die zu hohen Preisen verkauft werden. Die anderen Klassen sind Griechen und Armenier, die in Städten und festen Plätzen wohnen und von Handel und Gewerbe leben. Die besten und schönsten Teppiche werden hier gewirkt, auch Seidenstoffe von Karmesin und anderen herrlichen Farben. Zu den bedeutendsten Städten gehören Kogni (Konia), Kaisariah und Sevasta (Siwas)" (nach H. Lemke, M. Polo 1907)

Wir entnehmen daraus, daß die Mehrzahl der eingewanderten Türken noch um 1272 nach alter Weise als Nomaden und Viehzüchter lebte, die ansässige Bevölkerung in Sprache und Religion noch nicht türkisiert war. Doch war damals der Prozeß eingeleitet, indem die seldschukischen Fürsten die materielle und geistige Kultur auf eine neue Grundlage stellten. Schon Suleiman hatte sich die Hebung des Bauernstandes angelegen sein lassen und dadurch das Vertrauen der Landbevölkerung gewonnen. „Die werbende Kraft des Türkentums aber wurde noch vermehrt, als in den Städten die persisch-arabische Kultur ihren Einzug hielt, deren berufenste Vertreter beim Beginn der Mongolenkriege in Klein-Asien Zuflucht suchten und fanden, zumal seldschukische Fürsten wie der edle Ala eddin Kai Kobad I. (1220—37) mit freudigem Verständnis die geistige Kultur ihres Volkes förderten." In Byzanz selbst mit abendländischer Kultur bekannt geworden, erhob dieser weitblickende Fürst seine Residenz zu einem der glänzendsten mohammedanischen Höfe, zog aus allen Nachbarreichen Architekten und Kunsthandwerker heran und gab so der ersten Periode türkischer Kunst ihr Gepräge. Auch Dichtung und Wissenschaft blieben bei diesem Aufschwung nicht zurück[1]).

Man muß diese Kulturzusammenhänge kennen, um die Völkerkunde Klein-Asiens und des türkischen Reiches zu verstehen. Noch ist die Meinung weit verbreitet, als ob die Masse der heute türkisch sprechenden und fühlenden Bevölkerung Klein-Asiens, wie sie eine ethnographische Karte zeigt, aus Nachkommen eingewanderter Türken bestehe. Das ist, wie schon früher (S. 80) hervorgehoben, nur zum geringsten Teil der Fall. Trotz aller Völkerstürme ist der Grundstock der Bevölkerung seit Urzeiten der gleiche geblieben. Die Ergebnisse der Anthropologie (v. Luschan) kommen hier mit der Sprachforschung (P. Kretschmer) und Geschichte (Ed. Meyer) im Wesentlichen auf dasselbe hinaus. Die zum größten Teil vorindogermanische Urbevölkerung, nach Rasse und Sprache jener Griechenlands und der kaukasischen Völkergruppe verwandt, ist unter dem Einfluß des über das ägäische Meer vordringenden Griechentums und hauptsächlich der von diesem getragenen christlichen Lehre allmählich hellenisiert, später ebenso türkisiert und islamisiert worden. Die eingewanderten Türken waren nur der Sauerteig, der die Umbildung des Volkstums anregte, weshalb auch der in den unteren Volksschichten zuweilen noch zu findende mongoloide Typus ganz gegen den vorderasiatischen oder „orientalischen" zurücktritt (s. o. S. 83f.).

Dieser Prozeß der Türkisierung Klein-Asiens ist nun aber m. A. nach keineswegs erst ein Ergebnis der osmanischen Herrschaft sondern hat sich schon gegen Ende der seldschukischen Zeit vollzogen. Freilich ist bisher kaum noch der Versuch gemacht worden, diesen Umbildungsprozeß an der Hand historischer Quellen und alter Reiseberichte

---

1) Obiges meist nach H. Schurtz bei Helmolt II 348, 352, 369; Baedeker, Konstantinopel. 2. A. 1914 S. LIV, 289f.

im Einzelnen zu verfolgen, wie es überhaupt an einer durchgreifenden Darstellung der heutigen ethnographischen Verhältnisse Klein-Asiens noch völlig fehlt. Wir haben eine Unzahl wertvoller Einzelbeobachtungen, wie z. B. in Philippsons Reiseberichten, die aber nirgends im Zusammenhang verarbeitet sind, und kurze Übersichten, zuletzt bei E. Banse, Die Türkei 1915, aber der Mühe, die Einzelbeobachtungen zu einem quellen- und zahlenmäßigen Gesamtbild zu verarbeiten, hat sich noch niemand unterzogen.[1]) So kann auch hier nur nach den Anhaltspunkten der allgemeinen historischen Darstellungen und der heutigen Verteilung der Bevölkerung, so weit sie in Umrissen bekannt ist, geschlossen werden, daß die Türkisierung der Bevölkerung in der Hauptsache zu Ende des 13. und im 14. Jahrhunderts vor sich gegangen ist. Einerseits trieb der Steuerdruck und die Mißwirtschaft des Großgrundbesitzes unter byzantinischer Herrschaft die Landbevölkerung dem Türkentum in die Arme, anderseits drangen seit dem 13. Jahrhundert immer neue türkische Horden von O her in die Halbinsel ein und fanden eine kräftige Stütze an den Mongolen. Das Reich der mongolischen Ilchane von Iran erstreckte sich seit 1242 bis an den Halys, also über das ganze östliche Klein-Asien, und auch im W mußten sich die letzten Seldschukenfürsten (1267—1307) als Lehensträger der Mongolenchane bekennen. „Sie (die Turkomanen) sind alle dem großen Chan unterworfen, welcher ihre Statthalter ernennt," sagt Marco Polo a. a. O. Wie ich schon S. 68 und oben S. 623 bezüglich des Kiptschak bemerkt habe, spielte aber in allen Mongolenreichen, außer China, das türkische Element eine viel größere Rolle als das zahlenmäßig weit schwächere mongolische. Auch in Klein Asien vertraten, nach Jorga I 129, die Mongolen das echte Türkentum besser als die im Banne persischer Kultur stehenden und sogar von griechischer Bildung beeinflußten Seldschukenfürsten. „Erst unter mongolischem Einfluß wurde die türkische Sprache vorherrschend." Nachträglich bemerke ich, daß R. Leonhard, Paphlagonia 1915, S. 352 f., bezüglich des nördlichen Klein-Asiens zu demselben Schluß kommt. „Auch die Züge der Mongolen brachten dem Lande eine weitere Verstärkung des türkischen Elementes, da die große Masse des Gefolges der mongolischen Chane türkischer Abkunft war. Die Hauptmasse der Türken scheint schon in seldschukischer Zeit eingewandert zu sein und hat dem Lande auch in der Nomenklatur der Berg-, Fluß- und Ortsnamen sein Gepräge aufgedrückt. Dieser Vorgang hat sich von der zweiten Hälfte des 12. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts vollzogen." Leonhard weist darauf hin, daß Edrisi, welcher 1117 in Klein-Asien reiste, noch überwiegend die antiken Namen, wenn auch in verstümmelter Form, gebraucht, während bei Ibn Batuta, der 1328 reiste, die Benennung von Ländern, Flüssen und Städten bereits die gegenwärtig geltende, rein türkische ist. Die Türkisierung der älteren Bevölkerung muß sich also in der dazwischen liegenden Zeit der seldschukischen Herrschaft vollzogen haben. Eine Probe dieser Umgestaltung der geographischen Bezeichnungen unter den seldschukischen Teilfürstentümern, lange vor der Ausdehnung der osmanischen Macht über die Halbinsel, wird uns der nächste Abschnitt zeigen.

---

1) Die beste Übersicht über die geographische Verteilung der einzelnen Volksstämme in Klein-Asien, doch ohne Anhaltspunkt für das zahlenmäßige Verhältnis, findet man bei E. Friedrich, Übersichtskarte von Klein-Asien (Halle 1898).

III. Teil:

Das osmanische Reich.

Die Seldschukenmacht war schon unter Ala eddins Nachfolger stark im Rückgange. An allen Ecken und Enden des Reiches tauchten Türkenhorden unter eigenen Führern auf und bildeten selbständige Emirate. Neue fremdartige Namen treten an die Stelle der wohlbekannten Landschaften, auch jene der Städte erhalten mit dem Wechsel von Sprache und Religion ein ganz neues Gepräge. Manche der damals entstandenen, meist nach ihren Führern benannten Teilfürstentümer haben sich als osmanische Verwaltungsgebiete bis zur Gegenwart erhalten. Das erste und größte dieser Teilfürstentümer war Karaman, die große zentrale Hochebene mit dem rauhen Kilikien umfassend, seit 1275, erst 1466 im Osmanenreich aufgegangen. Dann folgten seit Ende des 13. Jahrhunderts Tekke (Pamphylien und Lykien), Hamid (Pisidien), Mentesche (Süd-Karien), Aidin (Nord-Karien), Kermian (Phrygien), Saruchan (Lydien), Karaschi (Mysien) usw. Alle diese meist nur kurz dauernden Herrschaften sollte aber, getragen vom Glück und von der Tüchtigkeit seiner Führer, die Anfangs unscheinbarste Neubildung überflügeln, das aus einer Grenzmark des Seldschukenstaates rasch zur Weltmacht emporgewachsene osmanische Reich.

Hier seien einige Bemerkungen über die neueren Darstellungen der Geschichte der Seldschuken und Osmanen eingeschaltet. Lange Zeit war neben den letzten byzantinischen Historikern (Dukas, Phrantzes, Kritobulos usw.) und den zeitgenössischen abendländischen Berichten die bis 1522 reichende Kompilation des Sead eddin die einzige Quelle für die Anfänge der osmanischen Geschichte. Sie ist durch die Bearbeitung des Jo. Leunclavius (Löwenklau), Annales Sultanorum 2 A 1596, und Historia Musulmana 1591 dem Abendland zugänglich geworden Eine neue Fundgrube wurde erschlossen durch J. v. Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, 10 B. 1835—37, 2. A. in 4 B. 1840. Obwohl im Einzelnen nicht immer kritisch und verlässig, auch mehr Quellensammlung als durchgearbeitete Geschichtschreibung, ist Hammers auf unerreichter Kenntnis handschriftlicher orientalischer Quellen beruhendes Werk für lange grundlegend geworden. Die von ihm weniger berücksichtigten abendländischen Quellen sind in sorgfältiger und umfassender Weise verarbeitet bei J. W. Zinkeisen, Gesch. d. Osman. Reiches in Europa, 7 B. 1840—63. Dessen Stelle in Heeren-Ukerts Staatengeschichte ersetzt jetzt N. Jorga, Gesch. d. Osman. Reiches B. 1—5 (1908—12), der die byzantinischen und osteuropäischen Quellen mehr als seine Vorgänger herangezogen hat. Der 1. Band enthält auch die beste mir bekannte Geschichte der Seldschuken, besonders in Klein-Asien, während für die ältere Zeit auf H. Vambéry, Gesch. Bocharas und Transoxaniens 1872 zu verweisen ist. Eine übersichtliche Zusammenfassung der älteren Geschichte der Turkvölker (bis zu den Seldschuken) gibt H. Schurtz in Helmolts Weltgeschichte II und III, der osmanischen (und armenischen) Geschichte H. Zimmerer ebd. V; sie reicht bis zur neuesten Zeit herab (Neubearbeitung vorbereitet). Hier wie bei A. Wirth, Gesch. d. Türkei 2. A. (1912), gute Illustrationen, ebenso bei G. F. Hertzberg, Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reiches 1883 (reicht nur bis zum Tode Suleimans II. 1566). Die neuere politische Entwicklung behandelt besonders K. v. Sax, Gesch. d. Machtverfalls der Türkei 1908. Die territoriale Entwicklung ist am besten veranschaulicht bei Spruner-Menke, Handatlas, der „Rückgang des türkischen Herrschaftsgebietes in Europa“ in Pet. Mitt. 1913 I Taf. 1. Das ältere, noch immer vielzitierte Foliowerk von Mouradja d'Ohsson, Tableau général de l'Empire Othoman B. I u. II (Paris 1787/90; deutsch von Chr. D. Beck 1788/91), Bd. III 1820, be-

Türkische Herrschaften in Kleinasien um 1300

hauptsächlich nach Spruner-Menke 88

1:6,85 Mill.

Byzantinisches Kaisertum Trapezunt
Trapezunt
Trapezunt
Sinope
Ghasi Tschelebi
Kastamuni
Amastris (byz.)
Heraklea (byz.)
Söhne des Isfendiar
Reich der turkmenischen Danischmende 1086–1174
Siwas
Reich der mongolischen Ilchane
Kaisarija
Bahritische Mamluken
Kgr. Armenien
Sis
Tarsos
Karaman
Ankurija
Konia
Nikomedia
Nikäa
Jenischehr
Biledschik
Sögüd
Inönü
Eskischehr
Reich Osmanen
Prusa
Konstantinopolis
Kallipolis
Karaschi
Kermian
Karahissar
Hamid
Teke
Satalia
Philadelphia (byz.)
Saruchan
Smyrna
Aidin
Mentesche

handelt die religiösen und politischen Einrichtungen des Reiches und ist für die Kenntnis der älteren Zustände, auch wegen der beigegebenen Kupfer, noch immer von Wert. Die beabsichtigte Darstellung der äußeren Geschichte ist nicht erschienen. Über das Reich von Karaman, das größte unter den kleinasiatischen Emiraten, vgl. auch mein „Cypern" S. 77 f.

In der Sagengeschichte von den Anfängen der Osmanen mischen sich bei den einheimischen Geschichtschreibern alttürkische Überlieferungen mit späteren biblisch-mohammedanischen Vorstellungen. Wie bei den Seldschuken wird das Herrschergeschlecht auf den Stamm der Ogusen (Gusen) bis auf Noë (s. Jg. 1916 S. 615, 628) zurückgeführt. Die Erinnerung an die ältere Heimat in Turkestan ist immer lebendig geblieben und hat in der modernen nationalistischen Bewegung als ein ideales Turan neue Form gewonnen. Die erste geschichtlich faßbare Gestalt unter den Vorfahren Osmans ist Suleiman, der mit seiner Horde (nach einigen 50000, nach anderer, wahrscheinlicherer Angabe 400 Zelte = 2000 Seelen) um 1224 vor den Mongolen aus Chorassan nach Armenien zurückweicht und 1231 im Euphrat den Tod findet. Sein Sohn Ertogrul 1231—88 tritt mit seiner kleinen Schar von Reitern in die Dienste des Seldschukensultans Ala eddin, wird von diesem mit Weidegründen bei Sögüd im nördlichen Phrygien belehnt und mit der Grenzwacht gegen Byzanz betraut. Noch bis jetzt führt dieser Bezirk, die Wiege des osmanischen Staates, den Namen Ertogrul, ebenso wie das von dort rekrutierte Garderegiment[1]). Unter Ertogruls Sohn Osman beginnt der Zerfall des Seldschukenreiches in Teilfürstentümer. Diese Gelegenheit benützten auch Osmans Anhänger, um ihm mit einer Ansprache, deren Wortlaut uns der türkische Geschichtschreiber Lutfi aufbewahrt hat, die Herrschaft anzutragen. Dieser nahm den Vorschlag an und willigte in die Erklärung der Unabhängigkeit seines Stammes (im Jahre 1299). Das war die Geburtsstunde des osmanischen Reiches[2]).

Die Darstellung der Anfänge der osmanischen Herrschaft in Klein-Asien ist, soviel ich sehe, auch in neueren Werken nicht über Hammer hinausgekommen. Die Berichte der Quellen leiden an manchen Widersprüchen, und auch das Topographische bedarf der Klärung. Die verschiedenen Angaben über die Kopfzahl des Stammes sind mit Hertzberg, Gesch. d. Byzantiner 437, vielleicht so zu vereinigen, daß der Stamm Suleimans in Persien 50000 Seelen stark war, daß aber nach dessen Untergang im Euphrat nur 400 Familien dem Ertogrul nach W folgten. Die Schlacht, deren Ausgang die kleine Schar zu Gunsten der Seldschuken entschied und die zur dauernden Niederlassung der neuen Ankömmlinge im westlichen Klein-Asien führte, muß nach Hammer etwa 1240 stattgefunden haben; wo? wird nicht gesagt. Als Gegner werden mongolische Tataren genannt. Baedeker, Konst. 2. A. 277, spricht von einem Sieg über die Byzantiner bei Eskischehr; ich kenne dafür keine Quelle. Das dort als erster Stützpunkt Ertogruls genannte Sultanie, eine Stunde südwestlich von Eskischehr, kann ich unter diesem Namen nirgends finden. Es ist jedoch klar, daß damit Karadschahissar gemeint ist, 10 km oberhalb Eskischehr am rechten Ufer des Pursak gelegen. Ich habe die Stelle selbst genau untersucht und darüber in meiner „Reise in West-Klein-Asien" (bei R. Oberhummer-Zimmerer, Syrien und Klein-Asien 378f.) berichtet, wo auch die übrige Literatur zu finden ist. Das Historische gibt, ohne genaue Kenntnis der Örtlichkeit, Hammer 2. A. I 62f., 71. Hiernach hätte Ertogrul den schon von den Byzantinern befestigten Platz nur vor-

1) M. Schlagintweit in R. Oberhummer-Zimmerer, Durch Syrien und Klein-Asien 313. Ritter, Erdkunde XVIII 623, 659f.

2) F. v. Kraelitz, Das osmanische Herrscherhaus und die Gründung des osmanischen Reiches. Öst. Monatsschr. f. d. Orient 1914, S. 28 ff.

übergehend, Osman 1289 endgültig erobert. Jedenfalls haftet daran die Überlieferung des ersten festen Platzes der Osmanen in Klein-Asien. Die dem Ertogrul zugewiesenen Weideplätze waren nach Hammer das Dumanitsch-Gebirge, die östliche Fortsetzung des mysischen Olymp, für den Sommer, die Gegend von Sögüd (der Name bedeutet „Weidenbaum") für den Winter. Über die wechselnden Sitze der ersten osmanischen Herrscher in dieser Gegend s. u. S. 83. Beste Darstellung des Gebietes jetzt bei R. Kiepert, Karte von Klein-Asien Bl. II Brussa. Philippsons Aufnahme (Karte des westl. Klein-Asien Bl. 2) hört leider gerade in dieser Gegend auf. Den jährlichen Zug der Karaketschili (Leute der schwarzen Ziege) vom Stamme Osmans zum Grabe Ertogruls in Sögüd schildert A. Körte, Anatolische Skizzen 11f.

Osman wird mit Recht als Gründer der Dynastie und des Reiches betrachtet. Obwohl er 1288 seinem Vater in der Leitung des Stammes und der Provinz des seldschukischen Reiches folgte, kann doch erst mit der Unabhängigkeitserklärung 1299 der Beginn der selbständigen Dynastie und des osmanischen Staatswesens angesetzt werden. Dieses hat daher auch von seinem Gründer den Namen erhalten. Als Personenname ist derselbe, wie fast alle bei Mohammedanern üblichen, arabischen Ursprungs und bekannt nach dem dritten Kalifen Othman 644—56, einem Schwiegersohn Mohammeds. Die verschiedene Schreibung erklärt sich aus dem Fehlen des dem englischen th entsprechenden Lautes ṯ im Türkischen, wo er in der Aussprache, jedoch nicht in der Schrift, durch s ersetzt wird. Die im Romanischen übliche Schreibung *Ottoman* usw. (auch *Othoman*) lehnt sich an die arabische Form an, ohne ihr besser zu entsprechen; sie ist im Deutschen jedenfalls zu verwerfen.

Osmanisch ist seither die Bezeichnung für das Türkentum in der letzten und speziell westlichen Phase seiner Entwicklung geworden, Osmanly, der Ehrennahme für die Angehörigen dieses Staatswesens, während Türk den Nebenbegriff des Bäuerischen, Ungebildeten angenommen hat. Doch gilt das nicht für die Bezeichnung der Sprache als türkisch, und die moderne, auf Ausscheidung der fremden Bestandteile gerichtete nationale Bewegung (s. u.) dürfte auch den alten Volksnamen wieder mehr zu Ehren bringen.

Die Entwicklung des osmanischen Reiches, in den Umrissen ohnehin allgemein bekannt, kann hier nur nach einigen für die Gegenwart wichtigen Merkmalen besprochen werden. Dazu gehört die von Osman begründete Dynastie. Sie ist der feste Mittelpunkt des Staates, dessen Dauer und Zusammenhalt ohne sie nicht denkbar ist. Nur wenige europäische Herrscherfamilien übertreffen sie an Alter, von außereuropäischen einzig die japanische; die Geschichte der meisten mohammedanischen Staaten ist im Gegensatz dazu durch häufigen und gewaltsamen Wechsel der herrschenden Geschlechter ausgezeichnet, die Staatenbildungen selbst sind daher oft kurzlebig und vielfachen Verschiebungen unterworfen. Das Geschlecht Osmans nimmt hierin eine außergewöhnliche Stellung ein und übt dadurch auf das eigene wie auf andere mohammedanische Völker einen großen Einfluß. Die Thronfolge vollzieht sich nach dem auf arabisches Recht zurückgehenden, im Mittelalter auch für Böhmen, Polen und Rußland nachweisbaren Seniorat.[1])

Der rasche Aufschwung der osmanischen Macht in den ersten Jahrhunderten erklärt sich teils aus den begünstigenden Umständen des Zerfalls im by-

1) Helmolts Weltgesch. V 122, 186, 236, 448, 466f.

zantinischen und seldschukischen Reich, teils aus der unverbrauchten Kraft des von Osman und seinen Nachfolgern geführten Hirten- und Bauernvolkes und der straffen militärischen Organisation, ein Erbteil aus der innerasiatischen Heimat. Die Gliederung des älteren Staatswesens in militärische Kommandos, zunächst in drei Sandschaks (Fahnen), erinnert an die Einrichtungen der Mongolenherrscher und ihrer Unterbefehlshaber und scheint auch den alttürkischen Zuständen, wie wir sie aus den Inschriften kennen, zu entsprechen. In der von Osmans Nachfolger Orchan 1328 verfügten Aufstellung der Janitscharen, bis zu ihrer Vernichtung durch Mahmud II. 1826 die Kerntruppe des Reiches, fand die militärische Kraftentfaltung ihren stärksten Ausdruck. Diese fanatischen Vorkämpfer osmanischer Macht sind zugleich ein schlagendes Beispiel für die Notwendigkeit, den Begriff des Volkstums von Abstammung und Rasse streng zu scheiden. Die Frage „Wie wird man Türke?" wird durch den Werdegang dieser Truppe am besten erläutert. Die Janitscharen ergänzten sich bekanntlich in der älteren Zeit aus Kriegsgefangenen und gewaltsam ausgehobenen Christenkindern verschiedenster Herkunft und wurden durch planmäßige Erziehung für das Kriegshandwerk im Dienste des Großherrn und des Korans zu scharf ausgeprägten Vertretern eines Volkstums, zu dem sie ihrer Geburt nach im schroffsten Gegensatze standen. Was in diesem Falle systematisch angestrebt wurde, hat sich im Laufe der osmanischen Geschichte unzählige Male im Einzelnen vollzogen. Zahlreiche Feldherren, Vesire und sonstige Würdenträger sind griechischer oder slavischer Abkunft. Nach einer Zusammenstellung von H. Gelzer[1]) waren von 49 Großvesiren in der Glanzzeit des Osmanentums von 1453—1623 nur fünf türkischer Abstammung, sieben Griechen, elf Albaner, elf Südslaven, je ein Armenier, Georgier, Tscherkesse, Italiener, zehn ungewisser Abkunft Nicht die Geburt oder der Stammbaum von einem breitgesichtigen Mongoloiden entschied für das Türkentum, sondern die Annahme des Islams und das Aufgehen in Lebensweise und Gedankenkreis der neuen Umgebung, was den Übergang zur Sprache dann von selbst mit sich brachte. Die Haremswirtschaft der Großen tat das Übrige zur Rassenmischung, so daß selbst das Herrschergeschlecht, obwohl im Mannesstamm in direkter Folge aus Turkestan abzuleiten, mindestens schon zur Zeit Mohammeds II., des Eroberers von Konstantinopel, wie dessen Bildnis von Gent. Bellini zeigt, jegliches Merkmal „mongolischer" Abstammung verloren hatte. Es scheint mir aber gar nicht ausgeschlossen, daß schon Suleiman und seine Horde in dem bei den heutigen Bewohnern Turkestans vorherrschenden vorderasiatischen Typus aufgegangen waren. Ich wüßte auch nicht, daß bei byzantinischen Schriftstellern irgendwo mongoloide Züge der Seldschuken oder Osmanen hervorgehoben wären, wie das doch bei den älteren Turkvölkern (Hunnen, Avaren) ganz allgemein der Fall ist (s. Jg. 1916 S. 82 ff., 613 f., 623 f.).

Dem Übergang der Osmanen nach Europa bei Gallipoli 1354 waren, wie früher (S. 78 f. u. o. S. 627) gezeigt, seit dem 10. Jahrhundert zahlreiche türkische Scharen vorangegangen. Sie sind jedoch, ebenso wie die Osmanen selbst immer nur eine Minderheit in fremder Umgebung geblieben. Es ist ein für die ganze osmanische Geschichte bezeichnender, vom türkischen Standpunkt ver-

1) Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient S. 179 ff.

hängnisvoller Umstand, daß die Osmanen niemals bemüht waren, die unterworfenen Völker zu entnationalisieren. Schon deshalb halte ich die Türkisierung Klein-Asiens für vorosmanisch. Auf der Balkanhalbinsel behielten Griechen, Slaven, Vlachen, Albaner ihren nationalen Besitzstand im Wesentlichen unverändert bei, und selbst der Übertritt zum Islam war mehr durch Rücksichten auf äußere Vorteile als durch Zwang bedingt. Mag ein solcher auch in einzelnen Fällen ausgeübt worden sein, planmäßige und gewaltsame Massenbekehrungen sind dem Islam im Gegensatz zu den christlichen Bekenntnissen immer fremd geblieben. War auch die Stellung der „Ungläubigen" sozial gedrückt, so blieb doch der Glaube und die Religionsübung frei. Dafür zeugt schon das alsbald nach der Eroberung Konstantinopels hergestellte Verhältnis mit dem Patriarchat, die Aufnahme der von christlicher Intoleranz 1492 aus Spanien vertriebenen Juden und die diesseits der Meerengen stets weitaus überwiegende Zahl von Nichtmohammedanern.

Die Tendenz, den Schwerpunkt der Macht an die Meerengen zu verlegen und das Erbe des oströmischen Reiches anzutreten, springt bereits in der ersten Zeit osmanischer Machtentfaltung hervor. Die Stoßkraft des Türkentums war immer nach W gerichtet. Schon Ertogruls Bezirk war eine seldschukische Grenzmark gegen Byzanz. Osmans Bestreben war nach Erringung der Unabhängigkeit auf ein Verschieben der Grenze an das Meer und vor allem auf die Eroberung von Brussa als eine der neuen Macht würdige Residenz gerichtet. Auch die Verlegung des Regierungssitzes in der älteren osmanischen Zeit ist bezeichnend für dieses Drängen nach W, ebenso freilich für das Unstete des Nomadenvolkes. Hat doch ein neuerer Schriftsteller, wenn ich nicht irre, E. de Amicis, den alten türkischen Hauptteil von Konstantinopel mit seinen leichten Holzbauten mit einem nur für zeitweiligen Aufenthalt berechneten großen Zeltlager verglichen! Ertogruls erster Sitz war Karadschahissar bei Eskischehr (s. o. S. 80), dann folgte Sögüd, wo Ertogrul begraben liegt. Osman I. verlegte ihn zuerst weiter südlich nach In Önü, später nach Biledschik, zuletzt nach Jenischehr (Neustadt, im Gegensatz zu Eskischehr) an der Straße von Biledschik nach Brussa. Letzteres fiel nach zehnjähriger Belagerung kurz vor dem Tode Osmans (1326) in die Hand seines Sohnes Orchan (1326—59) und wurde von diesem zu einer glänzenden Residenz ausgestaltet, wo sich unter dem Einflusse byzantinischer, seldschukischer und persischer Vorbilder und Kunsthandwerker die erste eigenartige Kunst entwickelte. Das Tor des dortigen Palastes hieß zuerst die „Hohe Pforte" (Bab i ali), welche Bezeichnung dann auf das Gebäude des Vesirats in Konstantinopel übertragen wurde. Von Osman I. bis Murad II. (1421—51) hat die Stadt als Ruhestätte der Sultane gedient, obgleich der Schwerpunkt des Reiches inzwischen längst nach Europa verlegt war.

Nach der Eroberung des kaum 30 km von der Küste entfernten Brussa war das Vorrücken an das Meer nicht mehr aufzuhalten. Um 1330 finden wir die Osmanen im Besitz von Isnik (Nikaia) und dem am innersten Winkel des Marmarameeres gelegenen Ismid (Nikomedeia); zehn Jahre später war die Marmaraküste in ihrem Besitz. Der Übergang nach Europa findet 1354 statt, Gallipoli war der erste Stützpunkt. Damit hatten die Türken die Hand auf die

Meerengen gelegt und auf die den Seeweg beherrschende Halbinsel, eigentlich ein Streifen des tertiären Vorlandes von Troas, der durch die Senkung einer Erosionsrinne unter den Meerespiegel von Asien getrennt und gewissermaßen nur zufällig an Europa landfest geworden ist. Die Griechen haben für dieses eigentümlich geformte Stück Land zuerst den später auf ähnliche Bildungen übertragenen Namen Chersonnes geprägt und dessen strategische Bedeutung wohl zu schätzen gewußt. Peisistratos und der ältere Miltiades haben die Herrschaft über den Seeweg durch den Hellespont angestrebt, und später (447 n. Chr.) hat sich Athen durch Kolonisierung der Halbinsel die Zufuhr des pontischen Getreides gesichert. Was ihr Besitz für Athen bedeutete, hat in flammenden Worten Demosthenes in der Rede „über den Chersonnes" angesichts der Bedrohung von Byzanz durch Philipp II. von Makedonien (341 v. Chr.) seinen Mitbürgern vorgehalten.[1]) Im Kampf um den Besitz der Meerengen ergeben sich aus der alten und neuesten Geschichte merkwürdige Parallelen. Wie die Halbinsel von den Athenern durch eine „lange Mauer" zum Schutze gegen Einfälle thrakischer Stämme quer abgeschlossen wurde, so haben englische und französische Baumeister im Krimkrieg 1853/54 eine Fortlinie 14 km nördlich von Gallipoli gegen einen befürchteten russischen Vorstoß auf die Dardanellen errichtet; 1877 wurde sie von den Türken erneuert und weiter ausgebaut und hat noch 1913 in den Kämpfen zwischen Türken und Bulgaren eine Rolle gespielt. Wie im jetzigen Weltkrieg England vergeblich versucht hat, von der Halbinsel aus die Durchfahrt durch die Dardanellen zu erzwingen, ist in frischer Erinnerung. Die Einzelheiten des Kampfes wie die Kriegsgeographie von Chersonnes und Hellespont überhaupt sind kürzlich von berufener Seite eingehend dargelegt worden.[2])

Für die Osmanen Orchans handelte es sich bei der Besetzung von Gallipoli zunächst um den Weg nach Europa. Der Angriff auf das für jene Zeit sehr starke Konstantinopel konnte erst versucht werden, als das ganze Hinterland in türkischen Händen war. Das nächste Hauptziel war die erste und bedeutendste Stadt an der großen Heerstraße vom Bosporus nach Mittel-Europa, Adrianopel. Diese von Kaiser Hadrian an Stelle einer thrakischen Siedlung angelegte Stadt, deren Entstehung und ältere Geschichte ich anderwärts zusammengefaßt habe[3]), fiel schon 1361 in die Hände von Orchans Nachfolger Murad I. (1359—89) und wurde 1365 die erste europäische Hauptstadt des Reiches. Nicht nur die dort residierenden Sultane Murad I., Bajesid I. und Murad II. schmückten sie mit Moscheen; noch auf dem Höhepunkt der osmanischen Macht errichtete dort Selim II. (1567—74) durch den berühmten Archi-

1) Vgl. A. Schäfer, Demosthenes 2. A. II 450ff.

2) W. v. Diest, Die Dardanellen im Weltkrieg. Ztschr. d. Ges. f. Erdk. 1916, 193—221, mit Karte 1 : 175000; E. R. Prigge, Adjutant des Marschalls Liman v. Sanders, Der Kampf um die Dardanellen 1916 (Deutsche Orientbücherei 13). — Vgl. auch Frech in Z. G. Erdk. 1915, 368ff.; F. Braun in der Sammlung: Die „Kriegsschauplätze" 4. Heft S. 82ff., und für historische Topographie den Artikel „Hellespontos" von Bürchner und Oberhummer in Realencykl. des klass. Altert. VIII 182—93.

3) Realencykl. d. kl. Altertumswiss. VII, 274f. Art. „Hadrianopolis". Seither erschien die schöne Arbeit von C. Gurlitt, Die Bauten Adrianopels. Orient. Archiv I 1910/11, S. 1ff., 51ff., mit vielen Abbildungen.

Der Grenzverlauf bei Adrianopel
nach dem bulgarisch-türkischen Abkommen
vom Sept. 1915
1:300000

tekten Sinan in der nach diesem Sultan benannten Moschee eines der größten Meisterwerke türkischer Baukunst. Noch jetzt trägt die Stadt alttürkisches Gepräge, und der im Balkankriege drohende Verlust erschien daher dem osmanischen Nationalbewußtsein besonders schmerzlich. Aber an persönlichen Erinnerungen an das älteste Osmanentum steht sie Brussa nach; kein Sultan liegt dort begraben. Durch das letzte Abkommen mit Bulgarien vom September 1915 ist bekanntlich die Grenze an die Maritza verlegt und die Vorstadt Karaagatsch mit dem Bahnhof und dem jungen Europäerviertel an Bulgarien abgetreten worden, das nun auf seinen Stadtteil den altbulgarischen Namen für Adrianopel Odrin übertragen hat, während die osmanische Namensform Edirneh lautet. Wie sich dieses Verhältnis einer hart an der Grenze gelegenen Großstadt zu ihrem den Verkehr beherrschenden Brückenkopf in Zukunft gestalten wird, ist ein interessantes Problem der Siedlungsgeographie.

Dem Fall von Adrianopel folgte bereits 1363 jener von Philippopel, einer 342 v. Chr. von Philipp II. von Makedonien ebenfalls an Stelle einer thrakischen Siedlung angelegten Stadt, und daran schloß sich die territoriale Ausbreitung der Türkenmacht über die Balkanhalbinsel in überraschend kurzer Zeit. Nur die Hauptetappen können hier kurz angedeutet werden. So erlag das unter Stephan Duschan (1331—55) zur Vormacht der Halbinsel gewordene Serbentum 1389 in der Schlacht auf dem Amselfelde, Bulgarien wurde nach dem Fall seiner Hauptstadt Tirnovo 1393 türkisches Paschalik (Serbien erst 1459), und nach dem Siege Bajesids I. (1389—1403) über das christliche Kreuzheer unter Sigismund von Ungarn bei Nikopolis 1396 wurde auch die Walachei unter dem Woiwoden Mircea (1387—1419), dem bedeutendsten rumänischen Fürsten vor König Karol I., ein osmanischer Schutzstaat, ohne jedoch, wie auch die seit 1504 tributäre Moldau, jemals eine unmittelbare Provinz des Reiches zu werden.

Den Siegeslauf auf der Balkanhalbinsel hemmte die große Krise des Osmanentums durch den Ansturm Timurs und die Niederlage bei Angora 1402 sowie die folgenden Thronwirren. Erst unter Murad II. (1421—51) gewann das Reich neue Kraft und mit der Eroberung von Saloniki 1430, damals in venezianischem Besitz, einen neuen Stützpunkt am ägäischen Meer. Die Zeit für den Hauptschlag gegen die glänzendste Stadt der damaligen Welt war reif. Längst war der letzte Rest des römischen Weltreiches auf die Hauptstadt Konstantinopel selbst und die thrakische Landbrücke beschränkt. Um 1440 war beiderseits der Halbinsel noch ein Küstenstreifen mit Rodosto und Midia in den Händen der Griechen, so daß die Zurückdrängung der Byzantiner von der Balkanhalbinsel eine auffallende Analogie der Grenzverschiebung mit dem letzten Balkankriege zeigt.[1]) Auch die Verteidigung Konstantinopels von der Landseite durch den Abschluß der thrakischen Halbinsel zeigt die Wiederholung ähnlicher Vorgänge unter gegebenen geographischen Bedingungen ebenso wie am Hals des thrakischen Chersonnes. Wo die Halbinsel sich zu verbreitern beginnt, 5 km östlich der Station Sinekli der Orientbahn, hatte Kaiser Anastasios I. 507—12 von Selymbria (Silivri) am Marmarameer bis Skyllai am schwarzen Meer eine 45 km lange Mauer, mit Türmen und Kastellen wohl bewehrt, gezogen. Sie hat zunächst dem Vordringen der Avaren, später der Bulgaren gewehrt; beim Vormarsch der Türken von Adrianopel her war sie nutzlos geworden, da die schwache Besatzung von Konstantinopel (etwa 7000 Mann) kaum zur Verteidigung der Stadt selbst ausreichte. Von dieser „Langen Mauer", auch „Anastasische Mauer", sind noch erhebliche, z. T. von der Bahn aus sichtbare Überreste vorhanden, aber am Orte niemals genauer untersucht und aufgenommen worden.[2]) Ihr modernes Gegenstück sind die im letzten Balkankrieg berühmt gewordenen Linien von Tschataldscha, 20 km weiter östlich an einer für die Verteidigung wesentlich günstigeren Stelle 30 km lang zwischen dem Liman von Böjük Tschekmedsche und dem Strandsee von Derkos 1877 angelegt. Sie haben gleichwohl den Vormarsch der Russen bis vor Konstantinopel 1878 nicht aufzuhalten vermocht, wohl aber dem Anprall der Bulgaren im November 1912 und Februar 1913 Widerstand geleistet.

Hatte bei dem Vormarsch der Türken auf Konstantinopel die alte Verteidigungslinie auf der Landseite völlig versagt, so war auch die Verteidigung von der See her um so schwieriger, als das asiatische Ufer des Bosporus längst in den Händen der Türken war, ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand. Nur so war es möglich, daß ein Teil der türkischen Flotte auf einer Schleifbahn aus dem Bosporus in das goldene Horn geschafft werden konnte. Der entscheidende Sturm am 29. Mai 1453 erfolgte aber doch an der Landmauer. Mit dem Eindringen der Janitscharen von dieser Seite war das Schicksal der Stadt entschieden und der Schlußstein in das nunmehr auf beide Erdteile verteilte Reich eingefügt. Konstantinopel mit den Meerengen war nun wie im oströmichen Reich wieder die, asiatische und europäische Provinzen zu einer staat-

1) Vgl. die Karte bei A. Wirth, Gesch. d. Türken, Tafel VI u. meine Kartenskizze im letzten Abschnitt dieser Arbeit.

2) van Millingen, Byzantine Constantinople 742 f.; Oberhummer, Constantinopolis 8; Baedeker, Konstantinopel 2. A. 56.

lichen Einheit verbindende Klammer geworden. Eine politische Trennung der beiden Seiten der Meerengen ist auch in Zukunft undenkbar, schon wegen der notwendig von einer Macht zu kontrollierenden Durchfahrt. Es ist einer der auffälligsten Mißgriffe konventioneller Abgrenzungen, daß die Scheidelinie der zwei zuerst — um 600 v. Chr. — als solcher aufgefaßten Erdteile in ein untergetauchtes Flußtal gelegt wurde. Der Gang der Ereignisse hat diese mehr auf Tradition und Bequemlichkeit als geographischer Einsicht beruhende Scheidung immer Lügen gestraft. So schneidet noch heute — ein sonst nirgends wiederkehrender Fall — die Erdteilgrenze das Gebiet der auf beiden Ufern des Bosporus sich erstreckenden Hauptstadt.

Die Eroberung von Konstantinopel durch Sultan Mohammed II. (1451 bis 1481), bezeichnet eine neue Phase der osmanischen Geschichte und den Aufstieg zur Weltmacht. Es ist ein nicht zu unterschätzendes und kaum noch genügend betontes Moment, daß mit dem Besitz dieser Stadt das Osmanentum Erbe der oströmischen Politik und damit der auf das Mittelmeerbecken gerichteten römischen Machtansprüche überhaupt geworden ist. Zunächst folgt die äußere Abrundung des Reiches in auffallender Weise dem Länderkomplex des byzantinischen Reiches, wie dann auch die Periode des Rückganges ein ganz ähnliches Abbröckeln der peripherischen Teile zeigt. Die Unterwerfung der Balkanhalbinsel wurde noch unter Mohammed II. durch die Eroberung von Griechenland (Athen 1456), Albanien (nach dem Tode Skanderbegs 1467), Bosnien (1463) im Wesentlichen vollendet; viel später folgten die Inseln (s. u.). Balkanhalbinsel und Klein-Asien waren die beiden durch die Meerengen verbundenen Flügel der oströmischen Macht in ihrem durch das Vordringen der Araber reduzierten Bestand; sie waren auch der Kern des osmanischen Reiches vor dessen Übergreifen auf die arabische Kulturwelt. Auch Klein-Asien mußte erst erobert werden. Die o. S. 79 (vgl. Tafel II) erwähnten türkischen Lokalreiche gingen nach und nach im osmanischen auf, zuletzt das mächtigste derselben, Karaman mit der Hauptstadt Konia im Jahre 1466. Erst jetzt, lange nach dem Fall von Konstantinopel, war die Herrschaft der Osmanen über ganz Klein-Asien gesichert. Man sieht daraus, was es mit der landläufigen Annahme, Klein-Asien sei durch die Osmanen türkisiert worden, auf sich hat. Die Türkisierung war damals längst vollzogen, Osmanly sind die türkisch sprechenden Bewohner Klein-Asiens nur ihrer Staatsangehörigkeit, nicht ihrem Stamme nach!

Daß die Osmanen im Allgemeinen zur Entnationalisierung der von ihnen unterworfenen Völker sehr wenig beigetragen haben, zeigt, abgesehen von den Ländern arabischer Kultur, am besten die Balkanhalbinsel. Wie schon o. S. 82 hervorgehoben, behielten die dortigen Völker während der 500jährigen Türkenherrschaft ihre Sprache und Nationalität bei, selbst da, wo sie in größeren Massen zum Islam übertraten, wie in Albanien, Bosnien und Kreta. Die verhältnismäßig geringe Zahl wirklicher Türken geht, wie im I. Teil dieser Arbeit (S. 78 ff.) gezeigt wurde, teils auf vorosmanische Einwanderung zurück, so in Makedonien, Thessalien usw., teils auf osmanische Kolonisation, so in Thrakien und Bulgarien. Ob diese Kolonisation ganz auf Einwanderung von Klein-Asien oder zum Teil auf Türkisierung der ansässigen Bevölkerung beruht, entzieht sich ohne genauere historische und anthropologische Untersuchung der Beurtei-

Grenzen und Verteidigungslinien vor Konstantinopel

1:2 200 000

- ······ Grenze nach dem Präliminarfrieden von London, Mai 1913
- – – – „ „ „ Frieden von Konstantinopel, Sept. 1913
- –·–·– „ „ „ Abkommen, Sept. 1915
- Antike Verteidigungslinien
- + + + + + Moderne „ „
- ═══ Eisenbahnen

Tundscha
Sept. 1913
Maritza
Mustafa Pascha
Sept.
ADRIANOPEL
(EDIRNE)
1915
Kirk Kilisse
Midia
Arda
ODRIN
(Karagatsch
Dimotika
Lüle Burgas
Sept. 1913
Ergene
Mai 1913
Rodosto
Mauer des Anastasios
Linien 1877/1912
Sinekli
Tschataldscha
Silivri
KONSTANTINOPEL
SKUTARI
San Stefano
Dede Agatsch
Sept. 1913
Sept. 1915
Enos
Lange Mauer
Linie 1854
Gallipoli
Mudania
BRUSSA

lung. Jedenfalls liegt in dem Verzicht der Osmanen auf nationale Assimilierung der Masse der Balkanvölker der Keim des Machtverfalles und des seit hundert Jahren sich vollziehenden Zusammenbruches der Türkenherrschaft auf der Halbinsel. Daß Klein-Asien jetzt das Kernland das Osmanentums geworden ist, verdankt es der unter den Seldschuken einsetzenden Türkisierung. Auch hier wiederholen sich die Verhältnisse im byzantinischen Reich. Klein-Asien war unter dem Einfluß des Christentums vollständig hellenisiert worden, freilich nur äußerlich; mit dem Wechsel der Religion vertauscht es den griechischen Firnis mit dem türkischen. Auf der Balkanhalbinsel gelang die Hellenisierung nur bei den den Griechen nahe verwandten Makedonen und Thrakern. Nördlich des Balkans und in den dinarischen Ländern bis zu einer von Alessio über Skoplje nach Pirot ziehenden Linie[1]) herrscht zunächst der römische Einfluß, den im 6. und 7. Jahrhundert das Slaventum überflutete. Dieses war stärker als Hellenismus und Romanismus. Nur in Griechenland selbst ist die eingewanderte slavische Bevölkerung vom Griechentum absorbiert worden, in Makedonien, Serbien, Bulgarien vermochte die byzantinische Herrschaft dagegen so wenig wie später die türkische. So hat Mohammed II. auch hier die Erbschaft der byzantinischen Kaiser übernommen.

Daß im türkischen Reich bis heute sehr viel byzantinische Überlieferung steckt, ist von Kennern[2]) mehrfach hervorgehoben worden, aber wenig bekannt. Da diese Zusammenhänge nicht ohne völkerkundliche Bedeutung sind, möchte ich einige der wichtigsten hier hervorheben und besonders die freilich noch nicht geklärte Frage des Halbmondes hier besprechen. Es ist eine seit Jahrhunderten allgemein verbreitete Anschauung, daß der Halbmond ein Symbol des Islams sei, wie es das Kreuz für das Christentum ist. Das trifft jedoch nur insofern zu, als die osmanischen Türken sich dieses Zeichen zu eigen gemacht haben und in Folge ihrer überragenden Machtstellung unter den mohammedanischen Völkern dasselbe zum Symbol des Islams überhaupt geworden ist. Der Koran und die ältere islamische Überlieferung weiß nichts vom Halbmond. Alberne Legenden, die sich auf Mohammed und den Halbmond beziehen, sind ersichtlich späte türkische Erfindung. Als staatliches Symbol findet sich der Halbmond nur im osmanischen Reich und dessen Teilstaaten, so Ägypten und Tunis. Ihre Flagge zeigt wie die türkische den weißen Halbmond und Stern im roten Felde. Marokko, das niemals zum osmanischen Reich gehörte, hat die einfache rote Fahne (ohne Halbmond), Persien in Flagge und Wappen den Löwen und die aufgehende Sonne, das maurische Königreich Granada hatte eine schwarze und weiße Fahne. Die heilige Farbe des Islams wie die im alten Serai zu Konstantinopel aufbewahrte Fahne des Propheten ist grün.

Die blutrote Fahne wurde vom Sultan Orchan der von ihm begründeten Janitscharentruppe verliehen. Mondsichel und Stern soll erst Mohammed II. nach der Eroberung von Konstantinopel hinzugefügt haben.[3]) Bestimmend hier-

1) Nach Jireček, Öst. Monatsschr. f. d. Or. 1914, S. 16.

2) A. Boué, Die Europ. Türkei (deutsche Ausg. 1889) II, 132 f, 180, 150; R. v. Scala in Helmolts Weltgesch. V 113 f., 117f., 124.

3) Hammer I 97. Nach anderen soll schon Orchan den Janitscharen einen silbernen Halbmond auf die rote Fahne geheftet haben. Vgl. Meyers Konvers.-Lex., letzte Ausg. unter „Halbmond“.

für scheinen sowohl türkische als byzantinische Überlieferung gewesen zu sein. Über erstere konnte ich folgendes ermitteln. Der persische Historiker Mirchond (15. Jahrh.) sagt von dem samanidischen Feldherrn Sebuktegin (Türke) um 1000 n. Chr. „der Halbmond des Feldzeichens des Emirs ging am Horizont der Gegend von Balch auf.“[1]) Hammer I 51 f. berichtet, daß Alaeddin Tekesch, Fürst der Seldschuken in Chowaresm (Chiwa), um 1200 auf seine Fahnen und Zelte den Halbmond gepflanzt habe, der aber schon früher auf Münzen der Sassaniden vorkommen soll. Die Annahme, daß türkische Nomaden schon in Asien den Halbmond als Feldzeichen gebrauchten, findet auch darin eine Stütze, daß derselbe ein bekanntes Klingelinstrument der Janitscharenmusik kennzeichnet, welches seit den Türkenkriegen als „Halbmond“ oder „Schellenbaum“ auch in deutsche Regimentsmusiken übergegangen ist. Endlich sei erwähnt, daß wohl im türkischen Gebiet alle Moscheen und deren Minarette den Halbmond tragen, daß dies aber, wenn ich nicht irre, schon im arabischen Teil des osmanischen Reiches, nicht mehr allgemein, außerhalb desselben, in Marokko, Persien und Indien, überhaupt nicht der Fall ist.

Es scheint hiernach festzustehen, daß der Halbmond ein alttürkisches, aber keineswegs von Haus aus islamitisches Symbol ist. Anderseits ist es sicher, daß die Türken ihn in Konstantinopel als bodenständiges Wahrzeichen vorgefunden haben, und daß die Verbindung mit dem Stern byzantinischen Ursprungs ist. Im alten, vorchristlichen Byzantion bestand ein besonderer Kultus der „lichtbringenden Hekate“ (*Ἑκάτη φωσφόρος*) als Mondgöttin; ihr wurde besonders der Schutz der Stadt bei dem oben (S. 84) erwähnten Angriff Philipps II. im Jahre 340 v. Chr. zugeschrieben.[2]) Die Stadtmünzen tragen am Revers Mondsichel und Stern mit der Umschrift *BYZANTIΩN*.[3]) Aus dem Mittelalter fehlen die Belege, da keine städtischen, sondern nur Reichsmünzen geprägt wurden. Doch finde ich die hier mit Vorbehalt wiedergegebene Angabe, daß Großfürst Wladimir nach seiner Heirat mit der byzantinischen Prinzessin Anna 988 mit dem Kreuz auch den Halbmond aus Konstantinopel in Rußland einführte.[4]) Außerdem findet sich Mondsichel und Stern als Wappen der Provinz Illyricum und ist im Nordwesten der Balkanhalbinsel aus dem christlichen Mittelalter belegt. Wir können also annehmen, daß in dem äußeren Symbol der türkischen Staatshoheit alttürkische Gebräuche sich mit byzantinischen Überlieferungen verbunden haben.

Was sonst an byzantinischen Elementen in das Osmanentum übergegangen ist, kann hier nur kurz angedeutet werden. Wie der Halbmond, so gilt vielfach als eine türkische bzw. mohammedanische, mit der Polygamie verknüpfte Einrichtung das Eunuchentum, dessen große Rolle im türkischen Staatswesen vor dem Eindringen moderner Grundsätze hinlänglich bekannt ist. Der

1) Mirchondi Historia Samanidarum ed. Wilken 1808, S. 117 A.††; A. Müller, Der Islam II 72 A. Weiteres im Anhang.

2) Hesych. Steph. Byz. A. Schäfer, Demosthenes. 2. A. II 511f. Realencykl. d. Altertumswiss. III 1137f., 1150f.

3) Ich habe solche abgebildet in meinem Werk „Konstantinopel unter Suleiman d. Gr.“ S. 18, wo auch die sonstige Literatur zur Frage angeführt ist.

4) Dixon, British Cyprus (1879) S. 224 ff.

Kyslar agassi (wörtlich „Herr der Mädchen") oder Befehlshaber der schwarzen Eunuchen war eine der einflußreichsten Persönlichkeiten im alten Reich und führte allein neben dem Großvesir und dem Scheich ül Islam den Titel „Hoheit". Aber er ist nichts anderes als der Nachfolger des Archieunuchos am byzantinischen Hofe, wo das Eunuchentum nicht minder blühte.[1]) Auch der damit verbundene Sklavenhandel, die berüchtigten Stockstreiche auf die Fußsohle usw. sind byzantinische Erbschaft, ebenso der Kauf von Beamtenstellen u. a. Wenngleich natürlich alle diese Dinge in älterer Zeit auch anderwärts vorkommen, so ist damit am Goldnen Horn doch nur eine tausendjährige Praxis fortgesetzt worden.

Auch andere byzantinische Ämter sind direkt in osmanische übergegangen, so das des Protospatharios in den Diwan Effendi (?, Boué II 132). Der Eparch der Stadt Konstantinopel, die in byzantinischer wie in türkischer Zeit ein selbständiges Verwaltungsgebiet bildete, hat sich als Shehrimaneti erhalten. Die Tschausche, die mit silbernen Stäben erscheinen, sind den Manglaviten des byzantinischen Hofes nachgebildet. Der Defterdar (Finanzdirektor) hat seinen Namen von *διφθέρα* (Haut, als Schreibmaterial). Der noch heute so bedeutungsvolle Titel[2]) Effendi stammt von *ἀφέντης* = *αὐθέντης*. Zahlreiche Ausdrücke für Finanzeinrichtungen (z. B. gümrük = Maut von commercium), für Hausbau und Seewesen sind dem Griechischen entnommen. Münzen, Maße und Gewichte hat man gleichfalls teilweise aus Byzanz (Scala bei Helmolt V 114).

Die ganze Staatsverwaltung ist von byzantinischem Wesen durchtränkt. Die Art der Besteuerung knüpft an oströmische Überlieferungen an, die politische Verwaltung scheidet sich wie dort in eine europäische und eine asiatische Abteilung, entsprechend den beiden geographischen Hauptbestandteilen Balkanhalbinsel und Klein-Asien. Wie Konstantin Porphyrogennetos seine Beschreibung der Provinzen oder Themata des Reiches nach Europa und Asien gliedert, so durchzieht die Verwaltung und politische Geographie des osmanischen Staates der Gegensatz von Rum ili (Land von Rom = Balkanhalbinsel, daher „Rumelien" bis in die neuere Zeit für Mittelgriechenland wie für Thrakien in Gebrauch) und Anadoli = Klein-Asien. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen ist endlich die Übernahme des Lehenwesens, das durch die Kreuzzüge in das byzantinische Reich eingedrungen war.[3]) Da gab es kleine und große militärische Lehen (Timare und Ziamete), welche je eine bestimmte Anzahl Reiter (Spahis) zu stellen hatten. Vgl. u. S. 102 über die späteren Lehensfürsten.

Wie im Symbol des Halbmondes scheint auch im Lehenswesen, nach den Ausführungen von Scala a. a. O., alttürkische Überlieferung mit byzantinischem Einfluß sich zu mischen. Einerseits finden wir ein ähnliches Lehenssystem schon bei den Ostasiaten (Japan!), dann bei den Sassaniden und in Turkestan, anderseits

1) Boué II 150, Helmolt V 124, Dieterichs Quellen I 52.

2) St. Kekulé, Über Titel, Ämter, Rangstufen und Anreden in der offiziellen osmanischen Sprache. Diss. Halle 1892.

3) Krumbacher, Byz. Lit. 2. A. 859; Scala bei Helmolt V 112ff.; Hertzberg, Gesch. der Byzantiner 642; Hammer I 157f.; Ders., Des osman. Reiches Staatsverfassung I 337ff; Boué II 108; P. Tischendorf, Das Lehenswesen in den moslimischen Staaten, insbesondere im osmanischen Reich 1872; J. H. Mordtmann, Türkischer Lehensbrief aus dem Jahre 1682, Ztsch. d. Morg. Ges. 68 (1914), 129—41.

eine deutliche Übernahme byzantinischer Einrichtungen. Die türkischen Lehensgüter sind ebenso wie die byzantinischen Soldgüter im Werte genau bestimmt. Diese Soldgüter bestehen mindestens noch 1345; wenig später hat Timurtasch, Beglerbeg von Rumili unter Murad I., das türkische Lehenswesen in den europäischen Provinzen nach byzantinischem Muster ausgebildet. Ein Rest dieser Lehenswirtschaft ist das für die österreichisch-ungarische Verwaltung so schwierige Probleme bietende Verhältnis der Pächter oder Kmeten (Kolonen) zu den Grundherren in Bosnien und Dalmatien, worüber O. Nemeček, Der wirtschaftliche Aufschwung Bosniens zur Zeit der Okkupation (Wien 1909), S. 6 ff.; R. Riedl, Die wirtschaftlichen Zustände Dalmatiens, bei E. Brückner, Dalmatien S. 223 ff. Für Thessalien hat neuerdings K. Tsopotos nachgewiesen, daß das dortige Tschiftliksystem (tschiftlik = Pachtgut) auf die Besitzordnung vortürkischer Zeit zurückgeht und in dem Verhältnis des thessalischen Adels im Altertum zu den unterworfenen Penesten wurzelt, s. A. Wilhelm, Das moderne Griechenland, bei Cwiklinski, Balkan und Naher Orient 130, 164. Über die sonstigen, sehr verwickelten Grundbesitzverhältnisse im türkischen Reich s. A. Musil ebd. 265 ff. und besonders W. Albrecht, Grundriß des osmanischen Staatsrechtes (Berlin 1905) 27 ff. Die Kmetenfrage in Bosnien behandelt jetzt eingehend K. Grünberg, Die Agrarverfassung und das Entlastungsproblem 1911, dann Ferd. Schmid, Bosnien u. die Herzegowina unter der Verwaltung Österreich-Ungarns (1914) S. 297 ff., wo auch die übrige Literatur. Für Klein-Asien vgl. Dieterich a. a. O. 260.

Im Großen hat sich ein den mittelalterlichen Lehensstaaten ähnliches Verhältnis in den Tributärstaaten mit Halbsouveränität einerseits und „Suzeränität" der Pforte (ein nur für das Verhältnis des Sultans zu seinen Vasallen geprägtes Wort) anderseits bewahrt. Schwerer zu fassen als bezüglich der äußeren Formen der Staatsverwaltung sind die byzantinisch-osmanischen Zusammenhänge auf dem Gebiet der eigentlichen Politik. Doch scheint es mir nicht zweifelhaft, daß die den abendländischen Staaten, Venedig etwa ausgenommen, überlegene Staatskunst der Byzantiner in der osmanischen Diplomatie einen gelehrigen Nachfolger gefunden hat. Ganz auffällig sind die byzantinischen Einflüsse dagegen wieder in der bildenden Kunst, speziell der Architektur. Der in Konstantinopel geschaffene und bis Bosnien verbreitete Typus der Moscheen, eines der bezeichnendsten Merkmale im Siedlungsbild, gilt uns vielfach als der allgemeine Ausdruck mohammedanischer Gotteshäuser. Schon in Syrien, Ägypten, Tunis usw. kann man sich jedoch überzeugen, daß Moscheen und Minarette äußerlich ganz anders aussehen können, ganz abgesehen von den persischen und indischen. Wer das Grab des Mahdi in Omdurman besucht, findet dort als „Moschee" nur einen eingefriedeten Betplatz. Der Haram oder heilige Bezirk entspricht dem Begriff des antiken templum und *τέμενος*; es ist das Wesentliche, die architektonische Ausgestaltung in religiösem Sinne Nebensache. Der Bauplan der Moscheen hat nun nach der Eroberung von Konstantinopel eine völlige Umwälzung erfahren, veranlaßt durch die sofortige Einrichtung der Sophienkirche, des Meisterwerkes byzantinischer Baukunst, als Moschee. Sie ist das Vorbild für die großen Kuppelbauten der Moscheen Mohammeds II., Bajesids II., Suleimans II. u. a. in Konstantinopel, Selims II. in Adrianopel usw., die mit ihren schlanken Minaretten dem Stadtbild seinen eigenartigen Zauber verleihen. So entwickelt sich die dritte Periode türkischer Baukunst, welche wir nach der ersten, seldschukischen (Konia) und der zweiten, altosmanischen (Brussa) mit der Eroberung von Konstantinopel beginnen lassen können, ganz auf byzantinischer Grundlage.

Wandelt auch die Ornamentik und das Kunstgewerbe auf anderen, persischen oder sonstigen orientalischen Ursprung verratenden Bahnen, so knüpft die Baukunst wenigstens noch in einer Richtung an byzantinische und mittelbar an abendländische Vorbilder an. Das sind die oft nur in Erweiterung oder Verstärkung der byzantinischen bestehenden Befestigungen. Stadtmauern wurden einfach beibehalten oder weiter ausgebaut, so auch in Konstantinopel. Nach dem Muster europäischer Burgen entstand zuerst an der engsten Stelle des Bosporus 1393 Anadoli Hissar als Vorwerk gegen Byzanz, gegenüber 1452 Rumeli Hissar am europäischen Ufer, ebenso an der engsten Stelle des Hellespont 1462 Kilid Bahr (Verschluß des Meers) und Kale Sultanie (Sultansschloß). Auf diese ist in griechischem Mund der Name der alten, damals längst in Trümmer gesunkenen Stadt Dardanos in der Verkleinerungsform Dardanellen übergegangen und hat den ehrwürdigen, aber zu jener Zeit schon nicht mehr volkstümlichen „Hellespont" auch für die Meerenge verdrängt.

S. meine Nachweise über die Bezeichnung der Meerengen im Mittelalter in Realencykl. d. Altert. VIII 192. Die erst in jüngster Zeit üblich gewordene Bezeichnung „Dardanellen", die eigentlich den Schlössern zukommt, für die Meerenge ist eine mißbräuchliche Abkürzung für „Straße der Dardanellen", ähnlich wie man sich erst im jetzigen Kriege gewöhnt hat, „Gallipoli" kurzweg für „Halbinsel von Gallipoli" = thrakischer Chersonnes zu gebrauchen. Zu den Dardanellenschlössern gehören auch die 1659 am Eingang der Straße erbauten Kum Kale (Sandschloß) und Sedd il Bahr (Riegel des Meeres; sedd ist dasselbe arabische Wort, das uns von den Pflanzenbarren des weißen Nils bekannt ist, s. meinen „Ägypt. Sudan" Ztsch. d. Ges. f. Erdk. 1915 S. 280). Die Verwendung arabischer Worte in der offiziellen Namengebung (nicht in der volkstümlichen, von der besonders von Diest a. a. O. sowie in seinen Arbeiten über Klein-Asien bezeichnende Proben mitteilt) kennzeichnet den übermächtigen Einfluß des Arabischen auf die osmanische Schriftsprache, ebenso wie das Persische, neben seiner Einwirkung auf die Sprache, in der Kunstübung und den Feinheiten der äußeren Kultur vorherrscht. So heißen schwarzes und Mittelmeer auf türkischen Karten Bahr el aswad und Bahr es sefid, während in der Umgangssprache die echt türkischen Bezeichnungen Kara Deñiz und Ak Deñiz (= weißes Meer) üblich sind.

Die Eroberung und Befestigung der Meerengen führt uns auf das Verhältnis der Türken zur See. Wie allen kontinentalen Wandervölkern war allen Türken die See von Haus aus ein fremdes, kaum dem Namen nach gekanntes Element. Wie aus weiter Ferne klingt in der Grabschrift des Kültegin (1916, 621) die Erwähnung des Meeres (alttürkisch *taluj*) im O von Asien, von dem man hörte, ohne seine Küste zu erreichen. Die Wanderung nach W hat sich stets auf Binnenstraßen vollzogen, in Iran und Klein-Asien auf den Hochländern zwischen den Faltengebirgen. Auch das mächtige Seldschukenreich blieb ohne näheres Verhältnis zum Meer. Erst die nach dessen Zerfall an die Küste vorgeschobenen Emirate wagten sich auf das ungewohnte Element. Das ägäische Meer mit seinem Inselreichtum und der überall sich bietenden Landsicht erwies sich hier wie im grauen Altertum als bester Lehrmeister der Schiffahrt; die seekundige griechische Bevölkerung der Küsten lieferte wohl die Mannschaft für die ersten Versuche türkischer Schiffahrt, die sich unter dem Seekönig Umur Beg von Smyrna (etwa 1330—1348) schon bis Saloniki, Griechenland und selbst Durazzo hin gefürchtet machten.[1]) Für die Osmanen ergab sich die

1) Jorga I 168—86; Wirth 13.

Notwendigkeit, mit der Schiffahrt vertraut zu werden, als sie um 1330 die Küsten des Marmarameers erreicht hatten und seit 1350 den Übergang nach Europa ernstlich ins Auge faßten. In ganz anderem Maße trat diese Notwendigkeit an sie heran, als es sich nicht mehr bloß um das Übersetzen von Truppen und Kriegsmaterial über die Meerengen, sondern um wirkliche Beherrschung des Meeres und Eroberung der Inseln handelte. Diese neue Lage war hundert Jahre später mit der Eroberung von Konstantinopel gegeben. Wir haben darüber einen merkwürdigen Bericht bei dem letzten byzantinischen Historiker Kritobulos[1]), einem Griechen von Imbros, der unter dem Zwang der Verhältnisse zum Lobredner des Eroberers Mohammed II. geworden ist. Dieser wollüstige und grausame, dabei aber weitblickende und stürmisch vorwärtsdrängende Herrscher erkannte mit klarem Urteil die neuen Aufgaben des Osmanentums in der Ausdehnung seiner Macht über das Meer. Sollten der europäische und asiatische Besitz als eine Einheit zusammengehalten werden, so mußten nicht bloß die Meerengen, sondern auch das ägäische Meer mit seiner Inselwelt ihm untertan sein. Das war aber nur möglich durch eine der damals stärksten Macht im Mittelmeer, Venedig, ebenbürtige Flotte. Eine solche zu schaffen, war der Sultan mit Eifer und Erfolg bemüht. Die schlagende Analogie dieser Sachlage mit jener im italienisch-türkischen Krieg, wo der durch Abdul Hamid II. verschuldete Mangel einer starken Flotte dem osmanischen Reiche seine letzte afrikanische Provinz kostete, hat mich zu einer kleinen Studie über die Entwicklung der türkischen Seemacht veranlaßt, welche als besondere Schrift in der Übersetzung eines griechischen Marineoffiziers erschienen ist.[2])

Die Worte des Kritobulos sind so bezeichnend und bei gleichen geographischen Bedingungen auch für die Gegenwart anwendbar, daß ich die Hauptstelle auch hier folgen lassen möchte (IV 14): „Denn da der Sultan (Mohammed II.) sah, wie entscheidend die Macht zur See sei und wie die Flotte der Italiener stark war und das Meer beherrschte, wie sie die Inseln des Archipels in ihrer Gewalt hatte und seinen Küsten sowohl in Asien wie in Europa nicht geringen Schaden zufügte, besonders die Venezianer, so beschloß er, dies auf jede Weise zu verhindern und, wenn möglich, die Herrschaft über das Meer ganz zu gewinnen. Deshalb beeilte er sich, eine große Flotte in Stand zu setzen und die Gewalt zur See zu erringen.“ Ähnlich der gleichzeitige Laonikos Chalkondyles (S. 529): „Im Winter 1462/63 mit der Ausrüstung der Flotte beschäftigt, betrachtete der Sultan Konstantinopel als geeigneten Stützpunkt für den Ausbau einer wehrhaften Seemacht. Wenn er zur See, so erwog er, mächtig sei, werde er leicht das Übergewicht über den Feind gewinnen.“

Sicher hat auch bei Schaffung der osmanischen Flotte das byzantinische Seewesen als Vorbild gedient. Doch wissen wir darüber zu wenig, um die Zusammenhänge klarzulegen. Tatsache ist, daß die türkische Seemacht sich seit Mohammed II. ungemein rasch entwickelte und nicht nur die Verbindung der Balkanhalbinsel mit Klein-Asien, sondern die Herrschaft im östlichen Mittelmeer sicherte. Der erste Erfolg der Seeherrschaft war 1478 der Anschluß des tatarischen Chanats der Krim, wodurch nicht nur diese Halbinsel, sondern die ganzen nördlichen Uferländer des schwarzen Meeres türkisch, letzteres selbst ein

1) Text mit lateinischer Übersetzung in Fragm. Histor. Graecorum, ed. C. Müller V.

2) Türkische Seemacht einst und jetzt. Neue Freie Presse 29. Febr. 1912 (auch S.-A.) — *Ὁ Τουρκικὸς στόλος ἄλλοτε καὶ νῦν. Κατὰ μετάφρασιν Κωνστ. Β. Μαλάμου πλωτάρχου Β. ναυτικοῦ. Ἐν Ἀθήναις* 1914.

türkisches Binnenmeer wurde und drei Jahrhunderte lang, bis zum Frieden von Kütschük Kainardsche 1774, geblieben ist. Langsamer ging es mit der Eroberung der Inseln. Rhodos ward nach hartnäckigen Kämpfen 1522 dem Johanniterorden entrissen, der Großteil der Inseln des Archipels wurde 1539 türkisch, Cypern 1570/71, Kreta erst 1669. Aber der heftige Angriff auf Malta 1566 scheiterte an dem tapferen Widerstande des Ordens und die ionischen Inseln haben die Türken niemals erobert.

Stärker erwies sich die Flotte in der Unterstützung und Verbindung der territorialen Erwerbungen. Diese traten nach der mehr auf innere Verwaltung gerichteten Regierung Bajesids II. 1481—1512 in eine neue Periode unter dem tatkräftigen Selim I. 1512—20. Der Sprung in der Ausdehnung des Reiches während seiner kurzen Herrschaft ist ein gewaltiger. Im Besitz der Kernländer des oströmischen Reiches, konnte die jetzt schon militärisch stärkste Macht des Islams daran denken, auch die Länder arabischer Kultur und mit der Heimat des Islams auch den religiösen Vorrang unter allen mohammedanischen Staaten zu gewinnen. Nach einem erfolgreichen Vorstoß gegen Persien, der Kurdistan und, allerdings nur vorübergehend, Aserbeidschan unter osmanische Herrschaft brachte (1514), wandte sich Selim gegen das damals noch mächtigste Reich arabischer Kultur, Ägypten. Ein Einfall der dort herrschenden Mameluken in Syrien gab den Anlaß zu dem Siegeszug, der in raschem Ansturm 1516 Syrien und 1517 Ägypten dem Reiche gewann. Die schmale Landbrücke von Asien bewährte sich neuerdings als Völkerstraße und politisches Bindeglied, ähnlich den Meerengen im N des Mittelmeers. Es ist bezeichnend, wie der konventionellen Erdteilgrenze zum Trotz auch hier die jeweils stärkere Macht auf die andere Seite übergegriffen und die ihrer Natur nach zusammengehörigen Länder diesseits und jenseits der Landenge politisch zusammenzufassen versucht hat. So hat Ägypten unter den Ramessiden, unter Necho und unter den Ptolemäern seine Macht auf Syrien ausgedehnt, dazwischen schiebt sich die Eroberung Ägyptens von Asien aus durch die Assyrier, Perser und Alexander d. Gr.; später folgt auf dem gleichen Wege über die Landenge das Vordringen der Chalifenmacht und die Arabisierung von Nord-Afrika. Als dann das ungeheuer lange, zwischen 711 und 756 von Spanien bis zum Indus sich erstreckende Chalifenreich an den geographischen Entfernungen und Gegensätzen zerbrach, war es wiederum das volkreichste mohammedanische Land, Ägypten, das wiederholt seine Herrschaft über Syrien ausdehnte, während der Westen von Nord-Afrika seine eigenen Wege ging. So unter den Fatimiden (seit 969), unter dem Kurden Saladin (1171—93) und unter den türkischen Mameluken. Syrien bis weit hinauf in den Taurus und Arabien bis über Mekka hinaus standen damals unter ägyptischer Botmäßigkeit. Selim I. hat das Blatt wieder gewendet und von Syrien aus Ägypten an das osmanische Reich als dessen wertvollste Eroberung angeschlossen.[1]) Mit dem Auftreten eines neuen Machtfaktors in Ägypten

1) Der Angriff Selims auf Ägypten von Syrien aus war der letzte in dieser Richtung vor dem jetzigen Krieg. Über den bei Hammer, Jorga usw. nur kurz behandelten Anmarsch gibt das soeben von Halil Edhem übersetzte „Tagebuch der ägyptischen Expedition des Sultans Selim I." (Deutsche Orientbücherei 20) einige Daten. Hiernach erfolgte der Abmarsch von el Arisch am 12. Jan. 1517. Über die

beginnt wieder der Vorstoß von dort aus nach Syrien, erst unter Bonaparte, dann unter Mohammed Ali (s. u.). Dem Gange des jetzigen Weltkrieges war es vorbehalten, neuerdings das Problem eines Angriffes auf Ägypten von Syrien her aufzurollen. Aber obwohl die Landesnatur seit Jahrtausenden dieselbe geblieben ist und für den Anmarsch die gleichen Schwierigkeiten einer fast wasserlosen Wüste darbietet, sind die Voraussetzungen für einen erfolgreichen Angriff doch andere geworden als zur Zeit eines Kambyses, Alexander d. Gr. und Selim I. Die Verteidigungsstellung am Suezkanal mit den Mitteln einer Weltmacht im Hintergrund erfordert auch für den Angriff ein ganz anderes Aufgebot an Kriegsmitteln, deren Heranführung durch die ungünstigen natürlichen Verhältnisse und die Entfernung von den übrigen Kriegsschauplätzen um so mehr erschwert ist, als dem Angreifer von heute eine wichtige Hilfe fehlt, die Flotte und die Herrschaft über den Seeweg. Die Schwierigkeiten eines erfolgreichen Angriffs haben sich dort fast in ähnlicher Weise gesteigert wie bei England, das die Römer und Germanen, die Dänen und Wilhelm der Eroberer vom Festland aus bezwingen konnten, an dessen von einer starken Flotte verteidigten Insellage aber schon Napoleon scheiterte. Ebenso liegt das Verhältnis bei Japan.

Ägypten bedeutete für das osmanische Reich noch mehr als die Einkünfte der reichsten Provinz und die Schlüsselstellung zwischen der Welt des Mittelmeers und des indischen Ozeans; es war die Stufe zum *Chalifat*, zur weltlichen und geistlichen Führung in der gesamten mohammedanischen Welt. Die Würde eines Stellvertreters des Propheten in der Leitung der Gläubigen war allmählich zu einem religiösen Begriff ohne eigene Machtvollkommenheit geworden. Wir haben schon früher (1916 S. 628f) gesehen, wie die Emire der Seldschuken es verstanden, die tatsächliche Macht im Chalifenreiche an sich zu reißen, während die Würde des Chalifen als weltliches Oberhaupt der Gläubigen unangetastet blieb. Mit dem Vordringen der Mongolen nach Bagdad 1258 fiel auch der äußere Rahmen der Chalifenherrschaft. Aber ein Sprosse der Abbasiden fand Zuflucht am Hofe in Kairo und vererbte dort auf seine Nachkommen die zur bloßen Form gewordene Würde, die den Mamelukensultanen gleichwohl dazu diente, ihre Macht mit dem Nimbus religiöser Weihe zu umgeben. Die Bedeutung dieser Würde mußte aber sofort erheblich steigen, wenn es gelang, sie mit dem Inhaber der Macht in einer Person zu vereinigen. In solcher Erkenntnis nötigte Sultan Selim den letzten abbasidischen Träger des Chalifats, Mutawakkil, seine vererbte Würde förmlich und für alle Zeiten auf das Haus Osmans zu übertragen. *Dieses geschah zu Konstantinopel im Jahre 1517, und seither ist das Chalifat untrennbar mit dem osmanischen Reiche verbunden.*

Die Bedeutung dieser Tatsache darf nicht gering angeschlagen, aber auch nicht überschätzt werden. Die praktische Wirkung des Chalifats auf die

---

Stationen Kabr el Sai und Bir el Abd wurde am 15. Jan. Katia erreicht, am 17. der Rand des Deltas bei Salihieh. Am 23. fand vor Kairo die letzte große Schlacht statt. 15. Febr.: „Heute ist der Herrscher feierlich in Kairo eingezogen und hat den ägyptischen Thron bestiegen." Über den in neuerer Zeit nur selten begangenen Landweg und das im jetzigen Kriege mehrfach genannte Katia nach arabischen Quellen s. jetzt R. Hartmann, Pet. Mitt. 1916, 373ff.

mohammedanische Welt ist eben doch wesentlich bedingt durch die politische Macht, welche es trägt. Es geht nicht an, etwa das Papsttum zum Vergleich heranzuziehen. Die straffe und weltumspannende Organisation der römisch-katholischen Kirche, eine im religiösen Leben der Völker einzig dastehende Erscheinung, fehlt dem Islam durchaus. Auch ist der Chalif weit mehr weltlicher als geistlicher Oberherr der Gläubigen, etwa in der Art wie der römische Kaiser im Mittelalter den Vorrang unter den christlichen Herrschern hatte. Eine Autorität in Glaubens- und Gewissenssachen kommt ihm nicht zu; über solche entscheidet ein Fetwa des Scheich ül Islam. Doch hat er allein das Recht, nach vorausgegangenem Fetwa den heiligen Krieg (Dschihad) zu verkündigen, wie es in diesem Weltkrieg geschehen ist.

Eine Schwierigkeit für das Chalifat der osmanischen Sultane besteht in dem Widerstreben der Völker arabischer Zunge, welche sich als die vornehmsten Träger mohammedanischer Überlieferungen betrachten. Es war daher ein geschickter, wenn auch vorläufig aussichtsloser Schachzug Englands, in dem neu errichteten ägyptischen Sultanat einen Kristallisationspunkt für ein neues arabisches Chalifat zu schaffen. Dazu gehört aber unbedingt die Herrschaft über die heiligen Stätten des Islams, Mekka und Medina. Die Türkei hat diese gleichzeitig mit Ägypten erworben und seither festgehalten, da sie eine wesentliche Voraussetzung für die Stellung des Sultans als obersten Schirmherrn der Gläubigen bilden. Daher auch das Bestreben Englands, hier den Hebel anzusetzen, wie der jüngste, durch englisches Gold hervorgerufene Aufstand des Scherifs von Mekka zeigt. England strebt, mit Arabien nicht nur ein weiteres Glied seiner Verbindung mit Indien, sondern auch die Macht über den Islam in die Hand zu bekommen.

Der Eroberung Ägyptens durch die Osmanen folgte in nicht gar langer Frist ihre Herrschaft über den größten Teil des Nordrandes von Afrika. Während aber die Araber im 7. Jahrhundert auf dem Landwege in raschem Siegeslauf bis zur Meerenge von Gibraltar vordrangen, wurde zunächst Algier 1519 und Tunis 1533 durch den größten türkischen Seehelden Haireddin Barbarossa, einen griechischen Renegaten, vom Meere aus erobert. Daran schloß sich auf ähnliche Weise erst 1551 Tripolis. Damit war im Wesentlichen der Umfang des oströmischen Reiches zur Zeit seiner größten Macht unter Justinian I. — nach dem Vandalenkrieg — erreicht, und die aus drei Erdteilen zusammengefügten Länder um das östliche Mittelmeer erscheinen wieder als eine politische Einheit.

Der Besitz Ägyptens wurde anderseits die Grundlage für die Ausbreitung der osmanischen Macht im Gebiet des indischen Ozeans. Schon Selim I. hatte über Hedschas hinaus seine Herrschaft auf Jemen ausgedehnt und damit die Eingangspforte in das rote Meer in die Hand bekommen. Trotz wiederholter Aufstände ist diese entlegene Provinz von der Türkei bis heute behauptet worden; auch um sie geht jetzt der Kampf mit England, das von Aden (englisch seit 1839) aus das ganze südliche Arabien zu unterjochen trachtet.

Vom roten Meer aus wurde einerseits die Oberhoheit des Sultans um 1560 über die Somaliküste und Sansibar ausgedehnt, anderseits der Kampf um die Häfen Indiens aufgenommen. Hier hatte erst seit 1498 Portugal die Araber

aus ihrem Besitzstand verdrängt; der neuen Seemacht die Herrschaft in den indischen Gewässern streitig zu machen, war das Ziel der türkischen Flotte auf dem Höhepunkt ihrer Macht. Vor Diu erschien 1538 eine solche vereinigt mit den Schiffen des Großmoguls, also ebenfalls eines Herrschers türkischen Stammes. Freilich gelang es weder hier noch 1553 in Ormus, dem Schlüssel des persischen Golfes, den Osmanen festen Fuß zu fassen. Aber Maskat wurde damals erobert. Von der zeitweise herrschenden Stellung der türkischen Seemacht im indischen Ozean zeugt eines der bedeutendsten Werke der geographischen Literatur der Türken, der indische Seespiegel Mohit, eine Küstenbeschreibung und Segelanweisung nach Art der griechischen Periplen und der italienischen Portolane[1]), zusammengestellt von dem Admiral Sidi Ali Reis, dem wir auch einen Bericht über seine Reisen zu Lande durch Indien, Iran und Turkestan verdanken.[2])

Ein Gegenstück zu Sidi Ali Reis bildet Piri Reis, gleich jenem ein berühmter türkischer Admiral des 16. Jahrhunderts. Von ihm ist in mehreren europäischen und orientalischen Bibliotheken eine inhaltreiche, ebenfalls mit Karten ausgestattete Küstenbeschreibung des mittelländischen Meeres erhalten, leider bisher noch nicht gedruckt und nur in Bruchstücken bekannt gemacht.[3]) Beide Werke zusammen behandeln also das Gesamtgebiet der von türkischen Flotten auf der Höhe ihrer Seemachtstellung durchkreuzten Meere. Der politische Aufschwung findet hier auch im literarischen Schaffen Ausdruck.

In die Zeit später Machtfülle des Reiches gehören zwei weitere bedeutende Werke der türkischen geographischen Literatur. Ihr Schwerpunkt liegt in bezeichnendem Gegensatz zu den die Höhe der Seemacht begleitenden Küsten- und Meeresbeschreibungen (s. oben) in der Darstellung des Landgebietes. Der fruchtbarste aller gelehrten türkischen Schriftsteller, Hadschi Chalfa, † 1658, hat uns auch das bedeutendste türkische Werk über Länderkunde, den Dschihan Numa (pers. = Weltspiegel), hinterlassen (verfaßt nach 1647); leider ist es bis jetzt nur ungenügend zugänglich gemacht.[4]) Besser ist der Reisende Evlija Effendi (1611—79) durch Hammer bearbeitet. Wir verdanken ihm außer seinen Reiseberichten auch eine statistische Übersicht der Provinzen des Reiches auf Grund eines Staatshandbuches Suleimans II. Es ist bereits von Ritter vielfach benutzt worden.

---

1) Die topographischen Kapitel des indischen Seespiegels Mohit von M. Bittner und W. Tomaschek. Wien 1897 (mit zahlreichen Karten).

2) The Travels and Adventures of Sidi Ali Reïs by Vambéry. London 1899.

3) Näheres in meinem „Cypern" I (1903) S. 71f., 427ff., wo die Beschreibung der Insel zum ersten Mal übersetzt ist. Gleichzeitig hat R. Herzog in Mitteil. d. Arch. Inst. Athen 1902, S. 417—30, die Beschreibung des Archipels veröffentlicht, s. G. Jahrb. 1911, S. 424. Den Plan von Konstantinopel nach der Berliner Handschrift (wahrscheinlich erst aus dem 17. Jahrh.) habe ich in meinem „Konstantinopel" (1902) Taf. XXIII wiedergegeben.

4) Ausführliche Nachweise über Hadschi Chalfa in meinem „Cypern" S. 72—80, 435f., über Evlija ebd. 83f. Weiteres bei Ed. Richter, Beitr. z. Landesk. Bosniens 64. Neuerdings hat sich R. Leonhard, Paphlagonia 357, ohne meine Ausführungen zu kennen, mit Hadschi Chalfa beschäftigt. Die Übersetzung von Norberg findet sich u. a. in der Münchener Bibliothek.

Die Regierung Suleimans II., des Prächtigen, wie er im Abendland, oder des Gesetzgebers (el Kanuni), wie er im Orient genannt wird, 1520—66, verkörpert in jeder Hinsicht die Größe, Macht und den Glanz des osmanischen Reiches in seiner höchsten Entfaltung. Der Seeherrschaft von Indien bis Marokko steht die Landmacht bis nach Mittel-Europa zur Seite. Nach der Schlacht bei Mohacs 1526 stand Ungarn den Eroberern offen, und drei Jahre später pochten sie zum ersten Mal an die Tore Wiens. Die Türken waren eine drohende Gefahr für die europäische Staatenwelt geworden. Der Schutzwall, an dem ihre Macht sich brach, war Österreich und das eben damals die Länder der böhmischen und ungarischen Krone mit dem Ostalpengebiet zu einer Monarchie vereinigende Haus Habsburg. In zweihundertjährigem Kampf hat das österreichische Herrscherhaus die Gefahr beschworen und den gefährlichsten Feind der Christenheit schließlich in seine natürlichen Grenzen an der Save und unteren Donau zurückgedrängt. Um so eigentümlicher berührt es, daß der Staat, dessen Herrscher den Titel „allerchristlichster König“ führte, daß Frankreich, seither der Erbfeind Deutschlands wie der habsburgischen Monarchie, als der Verbündete der damals gefürchtetsten europäischen Großmacht erscheint. Gerade zur Zeit der größten Bedrohung Mittel-Europas durch die Türken einerseits, der aggressiven Richtung französischer Politik anderseits, unter Franz I. und Ludwig XIV., tritt diese unnatürliche Verbindung auffällig hervor.[1] Sie erscheint uns jetzt als ein Vorläufer des heutigen Versuches französischer Rachsucht, mit Hilfe des als asiatische Gefahr seit Peter d. Gr. an Stelle der Türkei getretenen Rußland die mitteleuropäische Kultur zu unterdrücken. Anderseits sehen wir, daß Friedrich d. Gr., im siebenjährigen Krieg durch Frankreich, Österreich und Rußland auf das äußerste bedrängt, Anschluß an die Pforte suchte. Seine Bemühungen führten zwar zu keinem militärischen Bündnis, wohl aber zu einem Handels- und Freundschaftsvertrag (1761), womit die ersten direkten Beziehungen der Türkei zu Deutschland (außer Österreich) angebahnt waren.[2]

Man pflegt den Beginn des Rückganges der türkischen Macht gewöhnlich mit der Seeschlacht von Lepanto 1571 zu datieren. Es war in der Tat der erste große Erfolg, dessen sich christliche Mächte nach der Abwehr des Angriffes auf Malta 1566 über die Türkei rühmen konnten. Aber eine wesentliche Einbuße ihrer Machtstellung bedeutete er nicht. Der damalige Großvesir hat dem venezianischen Gesandten gegenüber ganz richtig die Lage mit den Worten gekennzeichnet: „Ihr habt uns den Bart geschoren, wir haben Euch einen Arm (die Insel Cypern, s. o. S. 93) abgehauen.“ Die verbrannten und versenkten türkischen Holzschiffe wurden ebenso rasch ersetzt wie im jetzigen Krieg die russischen Millionenheere. Im 17. Jahrhundert steht das osmanische Reich nach außen kaum weniger machtvoll da als im 16., die Eroberung von Kreta 1669 und die zweite Belagerung Wiens 1683 zeugen dafür. Der Verlust von Morea an Venedig 1687 wurde 1718 wieder wettgemacht.

---

1) Vgl. Zimmerer bei Helmolt V 148ff., 161f.

2) Vgl. C. A. Bratter, Die preußisch-türkische Bündnispolitik Friedrichs d. Gr. 1915 (Deutsche Orientbücherei 7).

Aber im Innern war der Keim des Verfalls schon lange vorhanden. Verschiedene Ursachen wirkten hier zusammen. Die Dynastie hatte nach Suleiman II. nur wenige Sultane von persönlicher Bedeutung mehr aufzuweisen. Bis dahin hatten tatkräftige und zielbewußte Herrscher die Führung innegehabt und das Volk von einer Eroberung zur andern geführt. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts ergaben sich die meisten Sultane tatenloser Schwelgerei und erschienen mit seltenen Ausnahmen nicht mehr selbst auf dem Schlachtfeld. Nur zu oft wurden sie der Spielball der übermütigen und zuchtlosen Janitscharentruppe. Die Verderbnis in der Verwaltung wuchs mit der äußeren Ausdehnung der Macht. Der Aufgabe, das gewaltige Reich in festem Gefüge zusammenzuhalten, war die Zentralgewalt je länger, je weniger gewachsen. Der Vorgang der Ablösung einzelner Teile durch besondere Vorrechte bis zur völligen Trennung hat sich im Laufe der letzten Jahrhunderte immer wiederholt bis zur Gegenwart.

Mit der Lockerung des Verbandes der entlegensten Provinzen in Nord-Afrika hat der Prozeß begonnen. Die Wahl eines „Dey" seitens der in Algier garnisonierenden Janitscharen 1671 war der Anfang zur Ablösung der Barbareskenstaaten.[1] Algerien und Tunis, dieses später unter einem Bey, haben bis zum 19. Jahrhundert in einem schließlich nur mehr nominellen Abhängigkeitsverhältnis von der Pforte gestanden, das mit der französischen Besetzung 1830 bzw. 1881 gänzlich erlosch, wenn auch in Tunis der Rang des einstigen türkischen Vasallen sich formell, aber der französischen Verwaltung gegenüber völlig machtlos forterhält. Tripolis war 1714—1835 unter der Dynastie der Karamanli ein ebensolcher Vasallenstaat, doch gelang hier der Pforte die Wiederherstellung der unmittelbaren Reichsgewalt, und durch das von Tripolis aus seit 1811 eroberte Fezzan konnte dieselbe sogar durch die Sahara bis nach Tibesti hin ausgedehnt werden. Die Stellung dieser letzten unmittelbaren Provinz auf afrikanischem Boden wurde allerdings um so schwieriger, als nicht nur die Atlasländer an eine fremde Macht übergegangen waren, sondern auch Ägypten im Reichsverband eine selbständige Stellung erlangt hatte und zuletzt ebenfalls unter fremden Einfluß gelangte (s. u.). Der Mangel einer der italienischen ebenbürtigen Flotte erwies die Unhaltbarkeit der außer geographischen Zusammenhang geratenen Provinz, sobald eine feindliche Großmacht die räuberische Hand danach ausstreckte.

Die Einbuße an unmittelbarer Macht in Nord-Afrika berührte zweifellos die Großmachtstellung der Türkei im Mittelmeer, konnte aber ihr Verhältnis zu Europa nicht erschüttern. Hier knüpft sich der Umschwung an den letzten Angriff auf die europäische Kulturwelt, die zweite Belagerung Wiens im Jahre 1683. So drohend die Gefahr für Mittel-Europa war, wenn es gelang, die Kaiserstadt zu nehmen und den Halbmond auf der Stefanskirche aufzupflanzen, wie einstens auf der Aja Sofia, die Abwehr durch das vereinigte deutsche und polnische Heer in der siegreichen Schlacht vom 12. Sept. 1683 bedeutete den Wendepunkt in dem Verhältnis der Türkei zu den europäischen Mächten. Mit der Eroberung des türkischen Feldlagers war der bisherige Angreifer auf den Weg des Rückzuges und der Verteidigung seines Besitzstandes verwiesen. Die

---

1) Über Titel und Stellung des Dey s. Encykl. d. Islam I 994; 280f.

weit gegen Mittel-Europa vorgeschobene Stellung der Osmanen in Ungarn war bereits unhaltbar, die Landeshauptstadt Ofen fiel 1686, und darauf folgte die für Österreich so ruhmvolle Periode der Türkenkriege und die Zurückdrängung der osmanischen Macht auf die Balkanhalbinsel in den Friedensschlüssen von Karlowitz 1699, Passarowitz (Poscharewatz) 1718 und Belgrad 1739. Das Endergebnis dieser Kämpfe, für deren topographische Grundlagen das k. u. k. Kriegsarchiv in Wien eine Fülle kostbaren kartographischen Materials birgt[1]), war die Festlegung der Donau-Save-Linie als Grenze und die Schaffung eines der eigenartigsten politischen Gebilde, der österreichischen Militärgrenze. Sie war der sichtbare Ausdruck der Mission des Hauses Habsburg zur Abwehr der von Osten drohenden Gefahren. Als nach der Neuregelung der staatlichen Verhältnisse Ungarns 1867 dieses wohl einzig dastehende Beispiel eines künstlich geschaffenen, ganz militärisch organisierten Grenzstreifens verschwand, hatte er auch seine praktische Bedeutung längst verloren; weder ein Angriff der Türkei noch die Pestgefahr war damals mehr zu befürchten. Die Rechnung Österreichs mit der Pforte war mit der Befreiung Ungarns und der Erwerbung der Bukowina 1774 abgeschlossen.

Weit verhängnisvoller für den Besitzstand der Türkei wurden die Beziehungen zu Rußland. Die Anfänge weisen auch hier auf Byzanz zurück. Wie das Bestreben, in Italien Fuß zu fassen, die Politik des alten deutschen Reiches beherrscht und von den Habsburgern für Österreich übernommen wird, bis dieses 1866 seinen Ansprüchen endgültig entsagt, so durchzieht der aus ähnlichen geographischen Verhältnissen entsprungene Drang Rußlands nach Konstantinopel, das auf den Osten denselben Zauber ausübt wie einst Rom auf den Westen, dessen Politik von den Anfängen seiner Geschichte bis auf den heutigen Tag. Zu den wenigen feststehenden Ereignissen in der so vielumstrittenen Entstehungsgeschichte des russischen Staates gehören die Angriffe seiner nordgermanischen Führer den Dnjepr abwärts über das schwarze Meer auf die Hauptstadt des oströmischen Reiches: Askold und Dir 860 (oder 865), Oleg 907, Igor 941.[2]) Swjätoslaw, vom Kaiser gegen die Bulgaren zu Hilfe gerufen, dringt 970 über den Balkan bis Arkadiopol (= Lüle Burgas) vor und wird von den Griechen, die seine Pläne rechtzeitig erkannten, in Drster (Silistria) besiegt. Seine Mutter Olga hatte sich 957 in Konstantinopel taufen lassen, sein Sohn Wladimir übernimmt 989 mit der Hand der Prinzessin Anna von dort das Christentum für sein Reich. Die russische Kirche gründet darauf ihren ältesten Anspruch auf Konstantinopel. Ihn geltend zu machen, hinderten die mit Jaroslaws Tode 1054 beginnenden Teilungen und die Mongolenherrschaft seit 1237. Aber kaum glänzt der Halbmond auf der Aja Sofia, da meldet sich schon der russische Anwärter. Iwan III. vermählt sich 1472 mit der Nichte des letzten byzantinischen Kaisers und gewinnt damit „den Nimbus einer Verbindung mit dem Hause, das in seiner und aller Russen Augen den Inbegriff der

---

1) Vgl. J. Paldus, Die Kartenabteilung des k. u. k. Kriegsarchivs. Mitt. d. Geogr. Ges. Wien 1914, S. 396, 409 f.

2) Ohne auf die mir nicht vertraute Spezialliteratur über ältere russische Geschichte einzugehen, verweise ich auf Th. Schiemann, Rußland, Polen und Livland I 45 ff., sowie auf die reichen Literaturnachweise bei Krumbacher, Byz. Lit. (Register „Russen").

kaiserlichen Legitimität und die höchste Staffel menschlicher Vornehmheit vereinigte" (Schiemann). „Moskau betrachtete sich jetzt als Erbe von Byzanz, und Iwan nahm den zweiköpfigen byzantinischen Adler als neues Wappen Rußlands an."[1]) Seither beginnt das unablässige Streben Rußlands nach Machterweiterung und unbedingter Vorherrschaft im Orient, das zu so vielen Kriegen geführt und auch den jetzigen Weltkrieg ausgelöst hat. Eine ausführliche Darlegung dieser Politik ist kürzlich von H. Übersberger[2]) gegeben worden. Hier nur das Wichtigste.

Unmittelbare Berührungen des russischen und türkischen Reiches ergaben sich, als Iwan IV. nach Eroberung der türkischen Chanate von Kasan 1552 und Astrachan 1557 seit 1570 auch die donischen Kosaken in Abhängigkeit brachte und mehr noch, als die von Polen abhängigen saporogischen Kosaken sich 1654 (vgl. 1916 S. 71) unter den Schutz des Zaren stellten, wodurch das Übergewicht Rußlands im Osten entschieden und das ukrainische Volk dem Moskowitismus ausgeliefert war. Die Enttäuschung folgte bald, aber zu spät. Mazeppas Aufstand 1707 kettete das Land nur enger an Rußland, das nun längs des Chanats der Krim sich mit dem türkischen Reich berührte.

Peter d. Gr. hat mit der Türkei wiederholt Krieg geführt und 1696 bereits Asow erobert, das freilich nach seiner Niederlage am Pruth 1711 wieder verloren ging. Der damals abgeschlossene Vertrag[3]) atmet noch ganz den Geist politischer und militärischer Überlegenheit auf seiten der Pforte. Auch das viel besprochene „Testament Peters d. Gr." besteht in dieser Form nicht, obgleich der Gedanke, das Erbe von Ostrom anzutreten, in der Annahme des Kaisertitels gefunden werden kann. Die auf planmäßige Schwächung und schließliche Vernichtung des türkischen Reiches gerichtete Politik Rußlands beginnt vielmehr mit Katharina II. War durch die österreichischen Türkenkriege die osmanische Macht nur an weiterer Ausbreitung gehindert und in ihre geographischen Schranken zurückgewiesen worden, so ging die russische Politik auf ihre völlige Untergrabung und Zerstörung aus. Das wurde teilweise erreicht durch periodisch wiederholte Angriffskriege und Absplitterung türkischen Gebietes, sowie besonders durch Unterstützung aller Elemente, die von innen heraus an der Zersetzung des Reiches arbeiteten. Wo immer in Europa, Asien oder Afrika der türkische Staat eine verwundbare Stelle zeigte, wo Aufstände christlicher Völkerschaften oder Unabhängigkeitsbestrebungen ehrgeiziger Statthalter hervortraten, hatte Rußland seine Hand im Spiele und arbeitete bald offen, bald unter der Maske heuchlerischer Freundschaft unablässig an der Zersetzung des Reiches.

Der erste große Kampf ging um den Besitz des schwarzen Meeres. Mohammed II. hatte es durch Unterwerfung des Chanats der Krim zu einem türkischen Binnensee gemacht. Der Krieg von 1768—74 endigte mit der endgültigen Machtverschiebung zu ungunsten der Türkei: der Friede von Kütschük Kainardschi (SO von Silistria) eröffnete Rußland nicht nur den Zugang zum

1) Milkowicz bei Helmolt V 504.

2) Rußlands Orientpolitik in den letzten zwei Jahrhunderten. 1. Bd.: Bis zum Frieden von Jassy (1792). Stuttgart 1913.

3) Abgedruckt bei F. Bamberg, Gesch. d. oriental. Frage, S. 281f.

schwarzen Meer, sondern mit der Schutzherrschaft über die Donaufürstentümer und über die orthodoxen Untertanen der Pforte auch die Möglichkeit, sich jederzeit in die inneren Verhältnisse des Reiches einzumischen. Davon hat es reichlich Gebrauch gemacht und hier den Hebel angesetzt, um sowohl den Krimkrieg, wie jenen von 1877/78 hervorzurufen. Alle inneren Schwierigkeiten der Pforte wurden mit Erfolg benutzt, um das Staatsgebäude zu erschüttern.[1])

An Gärungsstoff hierzu fehlte es nicht. Er fand sich teils in der bunten ethnographischen Zusammensetzung des Reiches, teils in dem vielfach lockeren Gefüge seiner staatlichen Organisation. Trotz der unbeschränkten Regierungsgewalt des Sultans hat die einheitliche Oberleitung niemals alle Teile gleichmäßig zu durchdringen vermocht. Die schon erwähnte, auf mittelalterlichen Überlieferungen beruhende Lehensverfassung schuf eine Menge kleiner Herren, die nach Geschick und Umständen ihr Gebiet zu einem Staat im Staat erweitern konnten. Schon das Seldschukenreich war auf diese Weise in seine Teile zerfallen, und der osmanische Staat selbst aus einem solchen Teilgebiet hervorgegangen. Unabhängig von den alten Kriegslehen der Timarioten und Spahis (s. o. S. 90), wie sie sich besonders in Bosnien und der Herzegowina unter erblichen Herren, hier Kapetane genannt, erhielten[2]), entwickelte sich seit Anfang des 18. Jahrhunderts in der asiatischen Türkei, besonders Kleinasien, ein neuer Erbadel, die Derebeys oder „Talfürsten", ursprünglich Beamte, die es verstanden, kleine Dynastien zu begründen und so zu Vasallen des Sultans zu werden.[3]) Von ihren festen Burgen aus beherrschten sie gleich den mittelalterlichen Feudalherren des Abendlandes zum Teil ein ausgedehntes Gebiet, so die Kara Osman Oglu in den Sandschaken Saruchan und Aidin von Smyrna bis Brussa, die turkmenischen Tschapan Oglu im östlichen Kleinasien von Angora und Amasia bis Tarsus. Zahlreiche Bauwerke erinnern noch heute an diese kaum ein Jahrhundert währende Glanzzeit türkischen Vasallentums. Der große Reformator Sultan Mahmud II. (1808—39) hat, wie er 1826 die Janitscharen vernichtete und das Heer auf eine neue Grundlage stellte, auch äußerlich, durch Abschaffung der malerischen, aber unzeitgemäßen alttürkischen Trachten[4]), den Anschluß an Europa suchte, ebenso in der Verwaltung durchgegriffen. Die Provinzen wurden nach und nach wieder mit Statthaltern besetzt und, keineswegs zum Vorteil des Landes, einer allmächtigen Beamtenschaft überantwortet. Durch die Reform Mahmuds war allerdings die Gefahr einer Ablösung von Teilstaaten in der asiatischen Türkei erstickt. Wie groß eine solche war, zeigt das Beispiel des Albaners Ali Pascha von Tepeleni. Von dem Posten eines Pascha von Trikkala aus wußte er seit 1787 seine Herrschaft

---

1) Vgl. besonders den Abschnitt „Rußlands geheime Zersetzung des osmanischen Reiches" bei Bamberg, Gesch. d. orient. Angelegenheit S. 429 ff. und das oben S. 79 genannte Werk von Sax.

2) Sax 184; Ranke, Serbien 20.

3) J. H. Mordtmann, Art. „Derebeys" in Encykl. d. Islam I 985 f.; Leonhard, Paphlagonia 357 f.; Sax, Gesch. d. Machtverfalls 179—84.

4) Ich besitze ein anscheinend seltenes Werk von Arif Pascha, Les anciens costumes de l'Empire Ottoman (türkisch und französisch, mit 16 kol. Tafeln, Fol., 1863). Eine noch lebendigere Anschauung gibt das jetzt im Armeemuseum der Irenenkirche in Konstantinopel untergebrachte „Janitscharenmuseum".

über Thessalien, Epirus, das südliche Albanien und nordwestliche Griechenland auszudehnen und betrachtete sich seit 1807 als selbständigen Herrscher, zahlte jedoch Tribut an die Pforte. In seiner Hauptstadt Janina hielt er förmlich Hof; England, Frankreich und Rußland waren durch Generalkonsuln bei ihm beglaubigt. Einer derselben war der durch seine Reisewerke bekannte Pouqueville; auch W. M. Leake[1]) hat uns die Zustände in seinem Reich anschaulich geschildert. Auf der Höhe seiner Macht um 1812 gebot Ali über ein Heer von 100000 Mann und herrschte von Griechenland bis Mittel-Albanien und Makedonien. Seine Herrschaft fand 1822 ein gewaltsames Ende durch ein türkisches Heer unter Churschid Pascha.

Nicht immer gelang es, die Selbständigkeitsgelüste einzelner Statthalter und Vasallenfürsten zu ersticken. Die geographische Lage der Teilgebiete spielt hierbei eine bedeutende Rolle. Den Derebeys Kleinasiens konnte wohl der Gedanke einer vollständigen Lossagung vom Reich nicht kommen. Anders in den Randgebieten. Das Reich Ali Paschas war ein solches, in noch höherem Grade die afrikanischen Provinzen. Tripolis allerdings konnte 1835 aus einem Tributärstaat wieder in eine unmittelbare Provinz verwandelt werden (o. S. 99); aber Algier und Tunis blieben nur lose mit dem Reich verbunden. Doch gab es bis zur französischen Eroberung dort türkische Beamte und Soldaten.

Der weitaus wichtigste Besitz in Nord-Afrika war Ägypten. Es war die reichste und stärkst bevölkerte Provinz des Reiches, der Schwerpunkt arabischer Kultur, zugleich ein Land, das schon durch seine Lage und Beschaffenheit von jeher zu politischer Selbständigkeit oder doch zu einer Sonderstellung innerhalb eines größeren Reiches berufen war (vgl. o. S. 94). Daß hier die Herrschaft nicht dauernd festgehalten werden konnte, war einer der verhängnisvollsten Fehler der osmanischen Staatskunst. Die von dem albanischen Truppenführer Mohammed (türk. Mehemet) Ali aus Kawalla als Statthalter (seit 1806) betriebenen Unabhängigkeitsbestrebungen führten schon im ersten Anlauf zu einem langwierigen Krieg mit der Pforte (1831—40), der für den Bestand des türkischen Reiches beinahe verhängnisvoll geworden wäre. Die ihm beim Friedensschluß gemachten Zugeständnisse wußte sein dritter Nachfolger, Ismail Pascha, durch geschickte Ausnutzung der Schwäche des Sultans Abdul Asis und der Korruption an dessen Hof derart zu erweitern, daß aus der Provinz ein autonomer, aber doch noch durch starke rechtliche Bande mit dem Reich vereinigter Tributärstaat wurde. Ich habe dieses Verhältnis an anderer Stelle[2]) eingehender dargelegt und beschränke mich hier auf die Erinnerung an die Hauptdaten. Der erste Schritt zur Ablösung war die Mohammed Ali 1841 zuerkannte Erblichkeit der Statthalterschaft, ein weiterer 1866 die Erbfolge nach der Erst-

1) Travels in Northern Greece I (463—97 Biographie Alis). Weitere Lit. über Ali in Encykl. d. Islam I 311 f.; Jireček in Öst. Monatsschr. f. d. Orient 40 S. 26. Auf der Insel des Sees von Janina, wo Ali seine letzte Zuflucht und sein Ende fand, lernte ich 1885 noch einen 90jährigen Abt kennen, der einst Gefangener Alis war und als Augenzeuge von jener Zeit erzählte.

2) „Ägypten und der Suezkanal", Deutsche Revue 1915, 101—113, und „Ägypten in staatsrechtlicher und wirtschaftlicher Beziehung" bei L. Cwiklinski, Balkan und naher Orient (Wien 1916) 316—339.

geburt, 1867 die Verleihung des persischen Titels Chedîv = Fürst[1]), endlich 1873 die Anerkennung Ägyptens als eigenes Rechts- und Münzgebiet. So war der Boden vorbereitet, auf dem England seit 1882, zunächst unter scheinbarer Wahrung der türkischen Oberhoheit, das Land dem türkischen Einfluß immer mehr entziehen konnte, um es nach Ausbruch des Krieges auch formell dem britischen Weltreich einzuverleiben. Daß damit z. Z. noch kein gültiger Rechtszustand geschaffen ist, liegt auf der Hand; erst der Ausgang des Krieges wird über die endgültige Zugehörigkeit Ägyptens entscheiden.

Mit Ägypten in engem Zusammenhang steht die ehemalige türkische Herrschaft im Sudan. Gerade die beiden Herrscher Ägyptens, welche die Stellung des Landes im Reichsverband lockerten, haben zugleich in zwei Eroberungsperioden von 1819—22 und 1863—79 die Hoheitsrechte des Sultans bis tief in das Herz von Afrika getragen. Türkische Beamte drangen wie in Fezzan (s. o. S. 99) bis Tibesti, so hier bis Unyoro 2° N vor. Der Mahdismus 1881—99 hat der ägyptischen Herrschaft und damit auch der türkischen Oberhoheit hier ein Ende gemacht. Bei der Neugestaltung des Sudan 1899 wurden die türkischen Rechte von England einfach bei Seite gesetzt und der Chediv, in Ägypten noch immer Vasall der Pforte, im Sudan neben dem König von England zum Souverän erklärt.[2])

Die Balkanhalbinsel unter türkischer Herrschaft.

Wir haben bisher nur jene Fälle besprochen, in denen sich Glieder des Reiches unter einheimischen mohammedanischen Herrschern vom Reichsverband losgelöst haben und schließlich in die Hände europäischer Mächte übergegangen sind (Frankreich in den Atlasländern, Italien in Tripolis, England in Ägypten). Die Abbröckelung von peripherischen Gebieten gleicht in mancher Beziehung jener des arabischen Chalifenreiches. Ein weiteres Element der Zersetzung bildeten die dem herrschenden Volkstum national und religiös entgegenstehenden Völker der Balkanhalbinsel. Daß hier das Türkentum nicht wie in Klein-Asien nivellierend gewirkt hat, wurde bereits mehrfach hervorgehoben (S. 87). Vielfach wurde der nationale Widerstand durch geographische Momente wie Randlage oder als natürliche Festungen wirkende Gebirge unterstützt. Die Randlage sicherte den beiden walachischen Fürstentümern von Anfang an eine Vorzugsstellung als autonome Schutzgebiete. Sie sind niemals eine unmittelbare Provinz des Reiches gewesen und waren nach dem Verlust der Nordküste des

1) Über diesen Titel und dessen Ursprung (nach M. Bittner) habe ich mich in den vorerwähnten Aufsätzen S. 104f., 321 geäußert. Dazu schreibt mir nun G. Schweinfurth: „Ich hatte auch meine Freude an Ihrem Weglassen des stummen *e* am Ende von Chediv (Die Schreibweise Chedive ist dem französischen Khédive nachgebildet. Anm. d. Verf.). Weshalb setzen wir aber Kh statt Ch? Abscheulich finde ich, daß Deutsche das Wort deklinieren, des Chediven usw. Der Titel ist schon bei Lane (1836) erwähnt, als Chedevi, wie man es heute ausspricht. Über dem unteren Einfahrtstor der Zitadelle in Kairo ist eine Inschrift, die mit Bezug auf Mehemet Ali bereits den Titel gebraucht, so auch adjektivisch in Dokumenten jener Zeit.“ Hiernach handelte es sich 1867 nur um die Anerkennung eines schon vorher beanspruchten Titels.

2) Vgl. mein „Der ägyptische Sudan“, Z. Ges. Erdk. 1915, 302ff., „Ägypten in staatsrechtl. Bez.“ 322f.

schwarzen Meeres eine Angriffsbasis der russischen Orientpolitik geworden. Die Beziehungen zu Rußland reichen bis in das 17. Jahrhundert; seit dem Frieden von Kütsckük Kainardschi 1774 hat Rußland eine Art Schutzherrschaft ausgeübt, die allerdings durch den Pariser Frieden 1856 formell beseitigt wurde. Nach langen diplomatischen Verhandlungen und inneren Wirren[1]) kam die Einigung der beiden Länder als tributäres Fürstentum Rumänien mit der Thronbesteigung Karls von Hohenzollern 1866 zum Abschluß. Der russisch-türkische Krieg ermöglichte dem Fürstentum 1877 die völlige Abstreifung der türkischen Oberhoheit und die Umwandlung in ein Königreich 1881. Obwohl durch Bulgarien vom türkischen Gebiet getrennt, bringt es die Lage an der Schwelle der Balkanhalbinsel mit sich, daß das Land auch jetzt wieder in den Krieg getrieben wurde, um Rußland als Schemel zum Vormarsch auf Konstantinopel zu dienen.

Auch auf der Balkanhalbinsel selbst war die Herrschaft der Pforte nicht einmal auf der Höhe ihrer Macht eine unbeschränkte. In schwer zugänglichen Gebirgsgegenden wußte sich die einheimische Bevölkerung in ihrer hergebrachten Stammes- und Bandenorganisation zu erhalten und begnügte sich bestenfalls mit einer formellen Anerkennung der türkischen Hoheitsrechte. So gab es eine Anzahl „freie Distrikte“, die der um 1800 einsetzenden nationalen Bewegung mächtig Vorschub leisteten. In Griechenland standen solche Distrikte unter einem Capitano, der sich eine Schar bis an die Zähne bewaffneter Leute hielt, Pallikaren genannt, die ihm auf Leben und Tod ergeben waren. Im Wesentlichen gleichbedeutend damit ist die schon in vortürkischer Zeit auftretende Bezeichnung Armatolen oder Milizen, wie sie auf Grund byzantinischer Einrichtungen sich besonders in Nord-Griechenland ausgebildet hatten. Diese Milizen suchte die türkische Regierung sich nutzbar zu machen, indem sie ihnen unter Wahrung ihrer sonstigen Unabhängigkeit gegen Sold die Sicherheit des Landes und der Straßen übertrug, insbesondere auch den Kampf gegen die auf eigene Faust das Land durchziehenden Klephten. Mit letzterem Namen bezeichnete man die nach der türkischen Eroberung in die Berge geflüchteten Freibeuter, die dort den Kleinkrieg weiterführten und in den Augen des Volkes als nationale Helden galten. Natürlich war die Grenze zwischen diesen privaten und den offiziell anerkannten Räubern keine scharfe. Immerhin bildeten die Armatolien oder Milizbezirke ein gewisses Element der Ordnung. Einer der berühmtesten dieser Bezirke war die Agrapha, der nördliche gebirgige Teil von Ätolien.[2]) Er führte sein Waffenrecht auf Mohammed II. zurück und war noch unter König Otto der Hauptsitz des auf Grund alten Gewohnheitsrechtes wieder auflebenden Räuberwesens. Im griechischen Freiheitskampf wurden die Armatolen die Seele des Aufstandes, ihre Capitani, wie Markos Botzaris, Karaiskakis, Kolokotronis, Kondojannis, Odysseus usw. die bedeutendsten Heerführer.[3])

---

1) Bamberg a. a. O. 271 ff. — 357 (auch ältere Geschichte).

2) Philippson, Thessalien 392 f.; W. Woodhouse, Aetolia 25 ff.; Heuzey, Le Mont Olympe 343 ff. über die ähnlichen Zustände im Valtos (Akarnanien).

3) Boué, Eur. Türkei II 116 f.; Hertzberg, Gesch. Griechenlands seit dem Absterben d. ant. Lebens III 101 ff.

Ein anderer durch tapfere Wahrung seiner Unabhängigkeit berühmt gewordener Gau ist die **Maina** oder **Mani**, die mittlere der drei südlichen, im Kap Matapan endigende Halbinsel des Peloponnes, ein rauhes, unwirtliches und schwer zugängliches Gebirgsland. Die dortige, durch ein ausgeprägtes Volksbewußtsein abgegrenzte Bevölkerung — sie spricht einen vom Neugriechischen nur durch einige Archaismen und Eigenheiten der Aussprache abweichenden Dialekt — hat sich in ihrer mittelalterlichen Clanverfassung bis heute eine Sonderstellung bewahrt. Erst unter Kaiser Basileios I., 867—886, wurde das Heidentum ausgerottet. Die Türken vermochten des kleinen Landes niemals Herr zu werden, und auch der neue griechische Staat mußte sich, nach vergeblichen gewaltsamen Versuchen unter König Otto, der staatlichen Ordnung Geltung zu verschaffen, mit den dortigen Verhältnissen abfinden. Die 40- bis 50000 Seelen zählende Bevölkerung ist stark mit slawischem und vielleicht auch albanischem Blute gemischt und erinnert in manchen Eigentümlichkeiten (Blutrache, Wehradel in festen Türmen) an die Gewohnheiten nordalbanischer Stämme. Sie stand in türkischer Zeit unter Beis aus dem Geschlecht der Mavromichalis; dem Abgesandten des Paschas wurde jährlich einmal an der Grenze des Landes der Tribut in einem Beutel an der Spitze eines Säbels überreicht.[1])

Ein weiterer Gau des Peloponnes, wo geographische Momente, schwieriges Gelände und Abgelegenheit vom Verkehr, eine Sonderstellung nicht so sehr in Bezug auf Lebensgewohnheiten als auf eine hochaltertümliche Sprachform erzeugt haben, ist das Gebiet der **Tzakonen** oder, wie Krumbacher und die heutigen Byzantinisten schreiben, **Zakonen**, im östlichen Lakonien, etwa 8700 Seelen. Auch sie scheinen in türkischer Zeit ihre Unabhängigkeit bewahrt zu haben.[2])

Auf der Insel **Kreta** bildete der schwer zugängliche Bergdistrikt **Sphakia** in den weißen Bergen eine ähnliche natürliche Festung wie die Maina und ermöglichte den Bewohnern sowohl gegenüber den Venezianern wie auch (seit 1669) gegenüber den Türken, ihre Unabhängigkeit zu bewahren. An dem von Rußland aus 1770 in Griechenland erregten Aufstand nahmen wie die Mainoten so auch die Sphakioten lebhaften Anteil, mußten sich aber in der Folge zur Steuerzahlung bequemen. Immer ist aber die Sphakia der Hauptherd der Aufstände gegen die türkische Herrschaft geblieben.[3]) Körperlich stellen die Sphakioten eine Auslese der ganzen Insel dar und weisen neben zahlreichen hellen

---

1) Der zuerst im 13. Jahrh. nachweisbare Name lautet ital. Maina, griech. *ἡ Μάνη*, daher das Volk Mainoten oder Maniaten. Schilderung bei G. L. v. Maurer, Das griechische Volk 1835 I 176—21, III 12—13; Predl, Erinnerungen aus Griechenland 2. A. 1841, 411 ff.; L. Roß, Königsreisen II 223 ff.; Schillbach, Z. f. allg. Erdk. N. F. 11 (1861), 114—30; Curtius, Peloponnes I 101 f., II 215 f.; Hopf in Allg. Encykl. I 86, 184 f.; Philippson, Peloponnes 221, 225, 250 ff. und Pet. Mitt. 1890, 38 f. Zur Geschichte vieles bei Hertzberg a. a. O.

2) Schilderung und Literatur bei Philippson, Pel. 196 f., und Pet. Mitt. 1890, 37 f.; Krumbacher, Byz. Lit. 2. A. 1103. Gegen ältere Annahmen slawischer oder albanischer Abstammung erweist A. Thumb, Indogerm. Forsch. IV 1894, 195—213 (mit K.) die Kontinuität der griech. Bevölkerung.

3) Bursian, Geogr. v. Griechenl. II 538 f., 546; Hertzberg III 227, 239 f., IV 102 f.; Fabricius, G. Z. III 395, 495; A. Thumb, Deutsche Rundschau 160 (1914) 405—26.

Typen den höchsten Wuchs in Europa auf, nach v. Luschan[1]) im Mittel 175 cm (gegen 172 der Schweden und Dalmatiner). Man hält sie für Nachkommen der Dorier (Thumb) oder Achäer (Luschan).

Kreta war, neben Cypern, die einzige Insel, wo Türken in größerer Zahl sich ansiedelten und der Islam auch bei der einheimischen Bevölkerung Eingang fand. Alle andern Inseln hatten eine fast ausschließlich griechische, einzelne auch albanische Bevölkerung, in unruhigen Zeiten stets geneigt, sich einer aufständigen Bewegung anzuschließen. Man braucht aus der Geschichte des griechischen Freiheitskampfes nur die Namen Chios, Psara, Hydra, Spetsä zu nennen. Der Insel Samos glückte es denn auch, obwohl beim türkischen Reich verblieben, 1832 ihre besondere Verfassung mit einem „Fürsten", der schließlich doch nur ein vom Sultan ernannter Beamter war, zu erhalten. Auch die Insel Thasos war der unmittelbaren türkischen Verwaltung entzogen, da sie, zum Heimatsgebiet Mohammed Alis gehörig, seit 1841 administrativ von Ägypten abhing. Daß die ionischen Inseln immer außer dem türkischen Machtbereich blieben, wurde schon früher hervorgehoben.

Eine Sonderstellung ganz eigener Art nahm die Halbinsel des Berges Athos ein. Die dort seit etwa 880 entstandenen Klöster bildeten bekanntlich eine Mönchsrepublik, deren schon in byzantinischer Zeit bestehenden Vorrechte 1430 durch Sultan Murad II. bestätigt wurden und auch nach der Besetzung durch Griechenland 1912 Gegenstand neuer Verhandlungen wurden. Den etwa 3300 griechischen Mönchen stehen hier mindestens ebensoviel russische, serbische, bulgarische usw. gegenüber, Anlaß genug für Rußland, um hier stets seinen Einfluß geltend zu machen.[2])

Unzertrennlich von der Geschichte des griechischen Freiheitskampfes ist auch der Name des albanischen Stammes der Sulioten. Ihre Geschichte drängt sich auf wenige Jahrzehnte zusammen. Ihr Gebiet, nach dem gleichnamigen Hauptort Suli *τὸ Σούλιον* genannt, ist wie die Maina und die Sphakia eine natürliche Bergfestung im südlichen Epirus, vom tief eingeschnittenen Flusse Acheron im Bogen umflossen. Geographisch ist das Gebiet fast unbekannt; über seine anscheinend bedeutende Erhebung liegt keine Höhenangabe vor. Der einzige mir bekannte Reisende, der aus eigener Anschauung darüber berichtet, ist Leake.[3]) Auch Philippson hat es nicht betreten und berichtet darüber nur kurz. Das Historische findet man bei Boué II 115f. und Hertzberg III 218ff. u. ö. zusammengestellt. Hiernach entstand aus einer Abteilung der zwischen der griechischen Bevölkerung südlich bis an den Acheron vorgeschobenen Tosken schon vor 1660 in vier Berggemeinden der Clan der Sulioten. Die Krieger des Distriktes bildeten eine soldatische Kaste zum Schutze der christlichen Albaner und Griechen gegen die Mohammedaner. In der aufständischen Bewegung zu Ende des 18. Jahrhunderts wurden auch sie von Rußland unterstützt. Seit

1) Beitr. z. Anthrop. v. Kreta. Z. f. Ethn. 1913, 382, 386f.

2) Die reiche Literatur über den Athos habe ich in Realencykl. d. kl. Altert. II 2068f. und Geogr. Jahrb. 1911, 401 zusammengestellt; dazu Krumbacher, Byz. Lit. 513.

3) Northern Greece I 225ff. Philippson, Thessalien 265 mit Karte Taf. IV. Etwas ausführlicher ist hier die sonst sehr mangelhafte Karte von Epirus und Thessalien von M. Chrysochoos (Athen 1881) in 1 : 200000.

1790 kämpften die Sulioten, nur etwa 2000 Krieger stark, gegen Ali Pascha, erlagen ihm aber 1803 und mußten nach dessen Fall 1822 ihre Bergfestung auch den Türken räumen. Ein Teil flüchtete nach Parga[1]), das von den Venezianern dauernd gegen die Türken gehalten wurde, und als diese Stadt 1819 in die Hände Alis fiel, auf die ionischen Inseln. Einzelne taten sich später im griechischen Freiheitskampf hervor, so der schon genannte Botzaris. Ein ähnlicher freier Bezirk war auch die von Albanern bewohnte Chimara am Südabhang der akrokeraunischen Berge und das Gebiet der Walachen im Pindos.

Wir sind hiermit an die Schwelle von Albanien gelangt. Dieses Land mit seiner höchst eigenartigen Bevölkerung ist nach langer Verschollenheit in den letzten Jahrzehnten Gegenstand zahlreicher Forschungen und in Folge der jüngsten Ereignisse im Balkankrieg auch volkstümlicher Darstellungen geworden. Das Volk, obwohl durch seine Sprache gegen die Nachbarvölker scharf geschieden, entbehrt gleichwohl einer klaren geographischen Grenze, da es sich in den Randgebieten in die slawische und griechische Bevölkerung hineinschiebt, ja in Griechenland bis in den südlichen Peloponnes und selbst auf einige Inseln (Euböa, Hydra, Spetsä) vorgedrungen ist und im N noch im 19. Jahrhundert gegen das Serbentum Boden gewonnen hat.

Das slawisch-albanische Grenzgebiet ist zuletzt von Cvijić, Pet. Mitt. 1913 I 116 ff., Taf. 22, nur teilweise bei Ischirkoff, ebd. 1915, Taf. 44, dargestellt. Bei der bekannten politischen Stellung von Cvijić ist besonders dessen Darstellung des Serbentums in Nord-Albanien mit Vorsicht zu gebrauchen. Für die Grenze von Tosken und Griechen in Süd-Albanien stützt er sich (S. 114 f.) auf die Karte von H. Kiepert in Z. Ges. Erdk. XIII 1878, Taf. 5 (auch Konfessionskarte). Für Griechenland, wo es leider an einer amtlichen Statistik der nichtgriechischen Volkselemente gänzlich fehlt, ist außer der älteren Arbeit von Fallmerayer, Das albanische Element in Griechenland (Abh. d. bayer. Ak. d. W. 1857—60) besonders Philippson, Pet. Mitt. 1890, 33 ff., Taf. 3, u. Z. Ges. Erdk. 1890, 402 f. zu vergleichen.

Politisch war das Land niemals geeint außer als Teil des römischen und des türkischen Reiches. Auch das Volk hat sich nie als nationale Einheit gefühlt. Noch immer gilt, was Fallmerayer[2]) sagte: „Das Bedürfnis, den Fremden gegenüber eine geschlossene Nationaleinheit zu bilden, hat dieses Volk niemals empfunden. Albanien ist die Heimat der kurzen Gedanken, ist das Land, welches freiwillig weder sich selbst noch anderen gehorchen will. Es ist das Element, welches stets verneint, bei welchem Anarchie und Gesetzlosigkeit gleichsam die Seele und der Lebensodem ist.“ Vorübergehend kam es allerdings zu Staatenbildungen, die wenigstens einen Teil des Volkes zu größerer Machtentfaltung zusammenfaßten, so im altillyrischen Reich von etwa 400—168 v. Chr. mit Skodra als Mittelpunkt, im Reiche des Georg Kastriota (Skanderbeg), 1443—68, das von Kroja im Herzen des Volksgebietes seinen Ausgang nahm und sich

1) Die Geschichte von Parga ist ausführlich behandelt von Erzherzog Ludwig Salvator 1908, s. meinen Bericht in Mitt. Geogr. Ges. Wien 1909, 684 ff. Über andere freie Bezirke in Epirus Boué II 115.

2) Vgl. die Anzeige von Grothe, Durch Albanien und Montenegro 1913 in Z. Ges. Erdk. 1914, 485.

vom Schkumbi im S bis zum Drin im N und O erstreckte[1]), während in Süd-Albanien unter Pyrrhos, 307—272 v. Chr., dann im Despotat Epirus 1204 bis 1480 und unter Ali Pascha (s. o. S. 102 f.) ein auf griechisches Gebiet übergreifendes Reich bestand. Auch das 1914 begründete Fürstentum Albanien mußte wegen der Ansprüche Serbiens und Montenegros von vornherein in engeren als den nationalen Grenzen angelegt werden.

Die Entwicklung eines einheitlichen Nationalgefühls hinderte nicht nur der Gegensatz zwischen Gegen und Tosken, nördlich und südlich des Schkumbi, sondern auch die religiöse Dreiteilung. Das Christentum hatte nach Röm. 15, 19 schon unter Paulus dort Eingang gefunden und stand in den ersten Jahrhunderten unter dem Einfluß der römischen Kirche. Mit der Teilung des Reiches 395 überwog jedoch mehr und mehr die Beziehung zu Konstantinopel, und Kaiser Leo III. unterstellte 730 Illyrien endgültig dem Patriarchat. Ein Teil von Albanien gehörte zur bulgarischen Metropole Achrida.[2]) Die römische Kirche blieb auf Dalmatien beschränkt. Aber um 1250 fand sie bei den nordalbanischen Stämmen Eingang und hat sich dort bekanntlich bis heute erhalten. Skutari ist katholisches Erzbistum mit drei Suffraganbischöfen. Österreichischer und italienischer Einfluß hat sich in neuerer Zeit dort die Wage gehalten. Die griechische Kirche in Süd-Albanien hat natürlich den Anschluß an das Griechentum erleichtert, so daß trotz der sprachlichen Verschiedenheit dort kaum nationale Gegensätze bestehen, während die Kluft gegen das Serbentum durch den konfessionellen Unterschied noch verschärft wird. Die große Mehrzahl des Volkes, hauptsächlich im mittleren Teil des Landes, nahm jedoch nach dem Tode Skanderbegs den Islam an, ohne dabei seine Sprache aufzugeben. Nach unsicherer Schätzung zählt man in ganz Albanien 790000 Mohammedaner, 85000 lateinische, 240000 orientalische Christen. Für das Fürstentum Albanien in seinen Grenzen von 1914 sollen diese Zahlen 590000, 120000, 140000 betragen.[3])

Neben der sprachlichen und religiösen Zersplitterung war ein weiteres Hindernis der nationalen Einigung das strenge Festhalten an der Gliederung in Stämme und deren ausgeprägter Partikularismus. Wir finden in Albanien heute noch Verhältnisse, wie sie uns aus den primitiven Entwicklungsstufen fast aller Völker bekannt sind, die Geschlechtsverbände mit ihren strengen Regeln über Ehe und Blutrache und die Vereinigung der Sippen zu Stämmen, wo das Bewußtsein der Blutsverwandtschaft hinter der Lebens- und Kultusgemeinschaft zurücktritt. Die Phylen und Phratrien der griechischen, die Tribus und Kurien der altitalischen Stämme zeigen uns um Jahrtausende zurückliegende Entwicklungsstufen, die in Albanien allein in Europa jetzt noch fortbestehen, einst aber Kelten, Germanen, Slawen ebenso zu eigen waren, bei den Israeliten

---

1) Vgl. die Darstellung des albanischen Erhebungsgebietes um 1444 bei Spruner-Menke, Hist. Handatl. 89, und die Karte Albaniens im Mittelalter zu „Acta et Diplomata“ (s. u.).

2) Freiburger Kirchenlexikon, Art. Illyrikum VI 608 ff. und Art. Skutari XI 18 ff. Spruner-Menke 80.

3) Nach Hofkalender 1916. Gopcevic, Kart. und schulgeogr. Ztschr. II 1913, 172 nimmt nur 450000, 112000, 60000 an.

in vorexilischer Zeit, bei den Arabern und bei den meisten Nomaden noch heute angetroffen werden, in der Clanverfassung des alten Schottlands, dem Totemismus der Indianer und Australier ihr Gegenspiel finden. Diese Stammverfassung in Verbindung mit dem natürlichen Schutz der albanischen Gebirge hat es dem Volke ermöglicht, sich in seinen inneren Verhältnissen von der türkischen Regierung so gut wie unabhängig zu erhalten, obwohl außerhalb des Landes die Albaner oft zu hohen Stellungen im Staate (Großwesire s. o. S. 81 f.) emporstiegen und im Heere immer eine große Rolle spielten (Leibgarde des Sultans). Zu Hause aber bildete jeder Stamm eine Sonderrepublik mit patriarchalischer Verfassung, deren freies Gebiet die in den Städten sitzenden türkischen Beamten nicht betreten durften.[1]) Versuche der Regierung, sich in die eigenen Angelegenheiten des Volkes einzumischen und das Land einer geregelten Verwaltung zu unterwerfen, haben wiederholt zu blutigen Aufständen geführt, so zuletzt 1911 gegen die nationalistischen Bestrebungen der Jungtürken. Bei dieser Gelegenheit und der Begründung des albanischen Staates in Folge des Balkankrieges haben sich wohl Ansätze zur Herausbildung eines Nationalgefühls gezeigt, aber die Sonderbestrebungen, unterstützt durch Einflüsse von außen, haben noch die Oberhand behalten. Jedenfalls dürfte es noch lange dauern, bis hier die Stammesgliederung im Volkstum aufgeht.

Die wissenschaftliche Literatur über Albanien und sein Volkstum beginnt mit dem klassischen Werk von J. G. v. Hahn, Albanesische Studien 1854. Für die Kenntnis der Sprache sind die Forschungen von Gustav Meyer, Albanesische Studien 1883—96 usw. bahnbrechend geworden. Die neuere geographische und ethnologische Durchforschung beginnt erst nach 1890. Über die einschlägigen Arbeiten von A. Baldacci, K. Hassert, Th. Ippen, F. v. Nopcsa, K. Steinmetz u. a. berichtet das Geogr. Jahrb. (zuletzt 1912). Ein großer Teil dieser Arbeiten ist niedergelegt in den von K. Patsch seit 1904 herausgegebenen Schriften „Zur Kunde der Balkanhalbinsel", dann in den „Wiss. Mitt. aus Bosnien und der Hercegovina" und in den „Mitt. d. k. k. Geogr. Ges. in Wien". Eine knappe Skizze unseres Wissens von Volk und Geschichte habe ich versucht in der vom österreichischen Albanienkomitee herausgegebenen Schrift „Was will das österr. Albanienkomitee?" (Wien 1914). Eine kurze, aber inhaltreiche Darstellung der Geschichte gibt K. Jireček in Öst. Monatsschr. f. d. Orient 40 (1914) 15—27 (Literatur), desgl. K. Süßheim in Encykl. d. Islam I 466—77. Als Quellenwerk erschien „Acta et Diplomata res Albaniae mediae aetatis illustrantia coll. L. de Thallóczy, C. Jireček, E. de Sufflay" Vol. I (a. 344—1343), Vindob. 1913. Eine Sammlung ven Arbeiten verschiedener Verfasser hat soeben L. v. Thallóczy, Illyrische-albanische Forschungen (2 Bde., München 1916) herausgegeben.

Wenden wir uns den slawischen Völkern der einstigen europäischen Türkei zu, so treffen wir in unmittelbarer Nachbarschaft Albaniens zunächst auf Montenegro. So klein das Land ist, hat es in der Geschichte der Kämpfe gegen den Bestand der Türkei doch eine hervorragende Rolle gespielt. Die Entstehung des montenegrinischen Staates ist eine so merkwürdige und wenig bekannte, daß hier mit einigen Worten darauf eingegangen werden muß. Im Altertum saß hier der illyrische Stamm der Docleatae, benannt nach ihrem Hauptort Doclea, dessen Name sich als Duklja bis heute erhalten hat. Bedeutende

---

1) Aufzählung der freien Distrikte in Albanien (Mirediten, Malissoren usw.) bis Epirus bei Boué, Europ. Türkei II, 104 f.

Ruinen an der Mündung der Zeta in die Moratscha unweit Podgoritza zeugen noch jetzt von der Blüte der Stadt in römischer Zeit.[1]) Mit dem Slaweneinbruch im 6. Jahrhundert siedelten sich serbische Stämme zwischen den Illyriern und Romanen an, brachten ihre Sprache zur Geltung, gingen aber physisch in dem Typus der früheren Bevölkerung auf. So kommt es, daß wir in Dalmatien, Bosnien und Nord-Albanien heute einen wesentlich einheitlichen Typus, den der dinarischen Rasse, wie sie Deniker treffend genannt hat, antreffen.[2]) Slawisch ist an diesen Völkern jetzt meist nur die Sprache; sie hat erst im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte die Oberhand über das Illyrische (Albanische) und Romanische erlangt, wie Jireček[3]) für letzteres ausführlich dargelegt hat. In der früher genannten Studie zur Geschichte Albaniens zeigt Jireček (S. 17), daß noch in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters im NW des Skutarisees, bei Cattaro und bei Stolac in der Hercegovina albanisch gesprochen wurde. In Montenegro gibt es albanische Ortsnamen, wo jetzt niemand mehr albanisch spricht. Die jetzt serbisch-orthodoxen Kutschi in Ost-Montenegro waren noch 1614 katholische Albaner, mehrere nordalbanische und serbisch-montenegrinische Stämme führen sich auf gemeinsame Stammväter zurück. Es ist daher nicht zu wundern, wenn wir trotz des scharfen nationalen und religiösen Gegensatzes bei Albanern und Südslawen, speziell Montenegrinern, nicht nur somatisch viel Gemeinsames finden. J. G. Kohl[4]) und andere Reisende fanden in Montenegro Anklänge an homerische Zustände, die ich für Reste alter Lebensformen aus der Urzeit der Indogermanen auf der Balkanhalbinsel halten möchte. Auch der Freiheitssinn, die Blutrache und die Art der Wahrung ihrer lokalen Unabhängigkeit gegen die türkische Herrschaft ist in Nord-Albanien und Montenegro so auffallend übereinstimmend, daß ich darin nur gemeinsames illyrisches Erbteil sehen kann.

Nach dem illyrisch-römischen Doclea hieß das älteste serbische Fürstentum, das als Vorläufer von Montenegro gelten kann, Dioklitija, später nach dem Hauptfluß Zeta. Seine Blüte fällt in das 11. Jahrhundert; um 1180 ging es im Reiche Stefan Nemanjas auf.[5]) Als nach dem Tode Stefan Duschans (1356) das großserbische Reich rasch verfiel, kam in der Zeta um 1360 das (wahrscheinlich walachische) Herrschergeschlecht der Balšići empor und gewann nach der Schlacht auf dem Amselfelde 1389 Zulauf durch zahlreiche Flüchtlinge aus Serbien. Seither ist das kleine Bergland die letzte Zuflucht des serbischen Volkstums vor der Türkenmacht geworden und hat sich in mehrhundertjährigen Kämpfen ähnlich den früher besprochenen freien Bergdistrikten eine schwankende Unabhängigkeit bewahrt. In erster Linie hat auch hier die geographische Beschaffenheit des Landes den Widerstand ermöglicht. „Die Naturbeschaffenheit gibt den Schlüssel für die Schicksale und die Geschichte Montenegros an die

1) Patsch in Realenzykl. d. Alt. V 1251 ff.

2) Vgl. meine Ausführungen über die „Dinarische Rasse" bei Brückner, Dalmatien 105 ff.

3) Die Romanen in den Städten Dalmatiens. Denkschr. Ak. Wien, Phil. Kl. 48/49.

4) Reise nach Istrien, Dalmatien und Montenegro (1850) I, 300 ff.; R. Petermann, Dalmatien 576.

5) Jireček, Gesch. d. Serben I 116, 210 ff.

Hand, das einer einzigen großen Festung mit zahllosen Burgen und Bastionen gleicht und in jedem Fels ein sicheres Bollwerk besitzt".[1])

Nach dem Erlöschen der Balšići (1421) wählte das Volk Stefan Crnojević zum Woiwoden; mit ihm erscheint 1435 zum ersten Male der Name Crnagora der dem Abendland in der Übersetzung Montenegro geläufig wurde. Der letzte Herrscher aus dem Geschlecht der Crnojević entsagt 1516, nach herkömmlicher Darstellung, der Regierung zu gunsten des höchsten geistlichen Würdenträgers, des Erzbischofs oder Vladika (eigentl. „Herrscher", vom Stamm *vlad* = „herrschen", wie *Vladimir*, auch „Bischof"). Von 1516—1852 wäre sonach Montenegro eine Art Kirchenstaat gewesen, als solcher den geistlichen Fürsten der abendländischen Feudalstaaten und des römisch-deutschen Reiches bis 1803 vergleichbar.

Nach F. Miklosich, Die serbische Dynastie Crnojević. Sitz.-Ber. Ber. Ak. Wien. Phil. Kl. 112 (1886) 29—92, ist die Übergabe der Regierung an den Bischof 1516 quellenmäßig nicht bezeugt; die weltliche Gewalt des Bischofs hat sich erst allmählich entwickelt. Neben ihm stand bis 1833 der „Guvernadur" als Anführer im Felde. Er suchte Anlehnung an Venedig, später an Österreich, während der Vladika von Rußland unterstützt wurde. Die türkische Oberhoheit bezeugen Urkunden eines „Skenderbeg Crnojević, Sandschak von Montenegro und der Meeresküste" aus den Jahren 1514—26. Der Name Crnagora ist unabhängig von dem Geschlechtsnamen Crnojevic (= Sohn des Crnoje).

Mit der Wahl des Danilo Petrowitsch aus Njegusch zum Vladika i. J. 1696 beginnt das jetzt regierende Haus, indem die Regierung immer auf einen Seitenverwandten (Neffen) vererbt wurde, und bald darauf, seit 1711, auch die enge Verbindung mit Rußland, das hier früher als in irgend einem Land der Halbinsel seine gegen die Türkei gerichtete Politik einsetzen konnte.[2])

Bei alledem galt das Land als türkisches Gebiet, dessen Sonderstellung rechtlich keine andere war, als die der albanischen Stämme, des Athos, von Suli, Sphakia und Maina. Das Land gehörte zum Sandschak Skutari und zerfiel bis in die neueste Zeit nach türkischer Einteilung in Nahijen. Von diesen galt die Katunska Nahija mit Njegusch, dem Stammsitz der Petrowitsche, und Cetinje (Residenz des Vladika seit 1528) als der Kern des Landes und letzter Ort der Freiheit. Wenigstens gilt das von dem 900 m hoch gelegenen Gebiet um Njegusch, während Cetinje (670 m) von den Türken viermal erobert, allerdings nie dauernd behauptet worden ist. Die anderen Landesteile waren wenigstens zeitweise den Türken unterworfen und mußten den Charadsch (Kopfsteuer) bezahlen. Erst nach und nach haben sich das Tal der Zeta und die Brda (das Bergland im O) angeschlossen.[3]) Nach einem von Ranke, Serbien 526, mitgeteilten Bericht aus dem Jahr 1614 hatte Montenegro damals nur 3000 streitbare Männer, um 1850 20—30000 (Kohl 310, Bamberg 364).

Der große türkische Geograph des 17. Jahrhunderts, Hadschi Chalfa (o. S. 97), behandelt Montenegro einfach als Teil des Sandschaks Iskenderije (Sku-

1) K. Hassert, Beitr. z. phys. Geogr. v. Montenegro (Pet. Mitt. E.-H. 115) S. 69 f.

2) Bamberg, Gesch. d. orient. Angelegenheit S. 363 ff.

3) Über die Katunska Nahia als Wiege des Staates s. Kohl I 283 ff., Hassert 56, Petermann 577/79; nach letzterem 1025 qkm, 64000 E., doch nach Bev. d. Erde X (Pet. Mitt. E.-H. 130) 1896 nur 3—4000 E.

tari) und nennt dort Poschgoridscha, Tschetin (Cetinje) als Hauptort; „Karadschatag, zwei Tagereisen nordöstlich von Skutari. Herum liegen Poschgoridscha, Iskenderije und Kotur (Cattaro). Die Einwohner sind aus Arnauten und Serviern gemischt“ (Rumeli und Bosna, übers. v. Hammer 136ff.). Die Friedensverträge von Passarowitz 1718 und Sistowa 1791 erkannten Montenegro als türkisches Gebiet an (Hassert 71). In den alten Atlanten von Ortelius bis Homann und Seutter finde ich daher auch nirgends eine Andeutung, daß man Montenegro in Europa als politisch selbständiges Gebiet betrachtet hätte; selbst der Name begegnet mir erst um 1770 auf Karten von Homann und Lotter. Mit der Regierung des Vladika Peter I., der 1787 die Unabhängigkeit verkündete und 1798 ein Staatsgesetz erließ, auch gegen Zar Alexander I. seine Freiheit zu wahren wußte[1]), scheint ein Umschwung in der Auffassung von Montenegro als Staatswesen eingetreten zu sein. Zuerst finde ich es als politisches Sondergebiet in dem großen Atlas von F. A. Schraembl (Wien 1800), Blatt 93 Bosnien usw. von 1788. In dem Atlas von K. Sohr 1844 ist Montenegro als türkischer Bezirk verzeichnet mit der bezeichnenden Bemerkung „von einem unabhängigen Räubervolk bewohnt“; in dem 1847 erschienenen Supplement dazu auf einer Spezialkarte Dalmatiens die „Republik Montenegro“ mit 107000 E. und der Einteilung in acht Nahijen. Als selbständiger Staat erscheint es dann in der von Berghaus besorgten 5. Ausgabe des Sohr 1857 (Karte der europ. Türkei von Handtke). Als eine „Föderativrepublik“ bezeichnet Montenegro auch Boué[2]), betont aber, daß ihre Unabhängigkeit von der Pforte nicht anerkannt ist. Dieser Zustand dauerte auch fort, als 1852 Danilo I., der Oheim Nikolaus' I., um sich verheiraten zu können, der geistlichen Würde entsagte und zunächst von Rußland und Österreich die Anerkennung Montenegros als weltliches Fürstentum erlangte. Aber noch während des Pariser Kongresses 1856 betonte der Großwesir Ali Pascha in einem Rundschreiben an die Mächte, daß Montenegro ein „integrierender Bestandteil des osmanischen Reiches“ sei. Erst nach dem russischen Kriege von 1877 hat die Pforte diesen Standpunkt aufgegeben, und der Berliner Kongreß 1878 brachte Montenegro mit der Gebietsvergrößerung von 4366 auf 9080 qkm[3]) die unumschränkte Anerkennung als selbständiger Staat.

Wir haben bei den Fällen, wo in der inneren Organisation des Reiches (Lehensverfassung), in den geographischen Verhältnissen (Rückhalt in schwer zugänglichen Gebirgen) und in dem Widerstreben freiheitliebender Volksstämme gegen die herrschende Rasse und Religion die Keime zur Zersetzung gegeben waren, länger verweilt, weil sie im Einzelnen wenig bekannt und in diesem Zusammenhang m. W. bisher nirgends dargestellt sind. Wir können uns kürzer

1) Merkwürdiger Schriftwechsel mitgeteilt bei Bamberg 366ff.

2) Europ. Türkei II 188ff. über die Regierung von Montenegro.

3) Amtlich 8433, Trognitz 9080, Strelbitsky 9400 (Bev. d. Erde VIII 32). Die Bevölkerung wird 1876 zu 196000, 1896 zu 228000 angegeben, was trotz der Auswanderung von etwa 35000 Mohammedanern und katholischen Albanern nicht stimmen kann, da die 1878 gewonnenen Städte Podgoritza und Antivari-Dulcigno allein zusammen 13600 E. zählen sollen. Mit den Neuerwerbungen nach dem Balkankrieg berechnet Peucker 14700 qkm und 450000 E.

fassen bei den in ihren Hauptzügen allgemein bekannten Bewegungen, die das Erwachen des Nationalbewußtseins bei den Völkern der Balkanhalbinsel seit Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgelöst hat. Es war die natürliche Folge der Tatsache, daß die Türken in Europa nicht wie in Klein-Asien ihr eigenes Volkstum zur Geltung bringen konnten. Dabei ist nicht zu übersehen, daß die Erhebung dieser Völker ohne die Mithilfe von außen, insbesondere das stets hilfsbereite Rußland, wo es galt, die Türkei zu schwächen, ihr Ziel kaum erreicht hätten. Anderseits ist auch der Anteil der besprochenen kleinen Freigebiete, insbesondere der Armatolen, Mainoten, Sulioten, Montenegriner an den großen nationalen Bewegungen nicht zu unterschätzen.

An zwei Stellen flammten die letzteren zu Anfang des 19. Jahrhunderts fast gleichzeitig empor, in Griechenland und Serbien. In Griechenland hat Rußland während seines Krieges mit der Pforte zuerst 1770 den Aufstand geschürt, es dann aber beim Friedensschluß in Stich gelassen. Geheime Gesellschaften, so die 1814 in Odessa gegründete Hetärie der Philiker, bereiteten dann die allgemeine Erhebung vor. Das Zeichen dazu gab der Übergang des Alexander Ypsilantis über den Pruth 1821. Das Unternehmen scheiterte an dem Ausbleiben der russischen Unterstützung, dem Widerstand der nach den Erfahrungen mit den phanariotischen Hospodaren keineswegs griechenfreundlichen Rumänen und dem phantastischen Plan, die ganze Balkanhalbinsel für ein Groß-Griechenland im Sinne des byzantinischen Reiches zu gewinnen. Aber der Stein war ins Rollen gekommen und die Bewegung nicht mehr aufzuhalten. Der fast zehnjährige, äußerst erbitterte Kampf endigte 1830, nach dem unglücklichen Kriege der Pforte mit Rußland 1826—28, mit der Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands, allerdings in sehr engen geographischen Grenzen. Aber ein wertvoller Teil des Reiches war damit endgültig abgetrennt, die Einheit der türkischen Herrschaft auf der Balkanhalbinsel durchbrochen.

In Serbien begann die Erhebung 1804 und endigte 1830 mit der Anerkennung eines erblichen Fürstentums unter der Lehenshoheit des Sultans. Damit war das Land als Bestandteil des Reiches gerettet, aber doch die Bahn betreten, welche früher oder später zur völligen Trennung führen mußte. Diese wurde vorbereitet durch die Räumung der serbischen Festungen 1867 und vollzogen 1878 zugleich mit einer erheblichen Gebietserweiterung sowie gleichzeitig mit der Lösung Rumäniens aus dem Reichsverband.

Die Geschichte der Loslösung Griechenlands von der Türkei ist in folgenden Werken eingehend behandelt: Thomas Gordon, History of the Greek Revolution 1832, deutsch von Zinkeisen in dessen „Geschichte Griechenlands" B. 3 u. 4; Spyr. Trikupis *Ἱστορία τῆς Ἑλληνικῆς Ἐπαναστάσεως* 4 B. London 1853—57, 2. A. 1862; G. Finlay, History of the Greek Revolution 1861; Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts B. 5 und 6 „Aufstand und Wiedergeburt Griechenlands" (1861/62); A. v. Prokesch-Osten, Geschichte des Abfalls der Griechen vom Türkischen Reiche und der Gründung des hellenischen Königreiches. 6 B. (B. 3—6 Beilagen und Urkunden) Wien 1867 (vollendet 1848); Karl Mendelssohn-Bartholdy, Geschichte Griechenlands (von 1453—1835) 2 B. 1870/4; G. F. Hertzberg, Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens (bis 1878) B. 4 (1879).

Für Serbien besitzen wir außer dem bekannten Werk von L. v. Ranke, Die serbische Revolution 1829, 3. A. u. d. T. „Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert" 1879, jetzt eine neue Darstellung von St. Novaković, Die Wiedergeburt des serbischen

Staates 1804—13, übersetzt von G. Graßl, Sarajevo 1912 (Zur Kunde der Balkanhalbinsel II Quellen und Forschungen H. 3), mit einer Karte des Paschaliks Belgrad, das ungefähr den Rahmen für das tributäre Fürstentum Serbien abgegeben hat.

In drei Stufen vollzieht sich innerhalb eines Jahrhunderts die Auflösung des europäischen Besitzstandes der Türkei. Die erste Periode findet 1830 ihren Abschluß mit der Lostrennung Griechenlands und der Lockerung der Herrschaft über Serbien. Noch immer ist jedoch der weitaus größte Teil der Balkanhalbinsel türkischer Besitz und stellt als solcher das Gebiet einer Großmacht dar. Um die Mitte des Jahrhunderts reifte in Kaiser Nikolaus der Plan, gegen diese Macht den Todesstoß zu führen. Er hoffte dabei zunächst auf die Mithilfe Englands und gebrauchte in seiner Unterredung mit dem englischen Gesandten am 9. Januar 1853 zuerst den zum geflügeltem Wort gewordenen Ausdruck vom „kranken Mann".[1]) Obwohl der Kaiser sich bald darüber klar werden mußte, daß die Westmächte für seinen Teilungsplan nicht zu haben sein würden, schritt er auf Grund willkürlich herbeigezogener Beschwerden über die Benutzung der heiligen Stätten in Palästina und über die Lage der orthodoxen Kirche im türkischen Reich, wobei Rußland eine mit der Staatshoheit der Pforte unvereinbare Schutzherrschaft und ein auch für Katholiken und Protestanten unannehmbares Vorrecht der Orthodoxen in Palästina beanspruchte, noch 1853 zum Krieg durch Einmarsch in die Donaufürstentümer. Durch die energische Teilnahme Englands und Frankreichs, denen sich später Sardinien anschloß, endigte der Krimkrieg im Pariser Frieden 1856 mit der Zurückweisung der russischen Ansprüche und der Sicherung des Besitzstandes der Türkei. Mit der Abtretung eines Teiles des seit 1367 zur Moldau gehörigen Beßarabien, das Rußland 1812 an sich gerissen hatte, an Rumänien erfuhr das mittelbare Gebiet sogar eine Erweiterung um 11000 qkm mit 180000 E. Von großer Wichtigkeit war ferner die Erneuerung des schon 1841 auf Englands Betreiben abgeschlossenen Dardanellenvertrages, durch welchen die Meerengen für fremde Kriegsschiffe gesperrt wurden. Seitens der Türkei war diese durch die geographischen Verhältnisse gebotene Forderung im Prinzip von jeher festgehalten worden. Solange das schwarze Meer ein türkischer Binnensee war (bis 1774, s. o. S. 93), hatte der Fall praktisch keine Bedeutung. Die Vernichtung der türkischen Flotte bei Tschesme 1770 und die Eroberung der Krim durch Rußland ließ die Frage in einem neuen Lichte erscheinen, zumal schon 1770 Admiral Elphinstone mit russischen Schiffen in das Marmarameer eingedrungen war, und 1807 Admiral Duckworth mit einer englischen Flotte vor Konstantinopel erschien, um gegen die Napoleon freundliche Politik der Pforte zu demonstrieren.

Die Spitze des Dardanellenvertrages war von Anfang an gegen Rußland gerichtet. Der Pariser Friede untersagte das Halten von Kriegsschiffen auf dem schwarzen Meer mit Ausnahme der für den Küstendienst nötigen Fahrzeuge. Diese Verpflichtung hat Rußland 1870 einseitig zerrissen, und die Londoner Konferenz 1871 mußte sich damit abfinden, ja sogar dem Sultan gestatten, unter gewissen Bedingungen die Durchfahrt von Kriegsschiffen durch die Meer-

1) Bamberg, a. a. O. 38, wo weiterhin die ganze Entwicklung des Krimkrieges ausführlich behandelt ist.

engen zuzulassen. Der Berliner Vertrag von 1878 (Art. 63) verschärfte die Bestimmungen neuerdings und verpflichtete den Sultan, kein fremdes Kriegsschiff passieren zu lassen.[1]) Diese noch zu Recht bestehende Bestimmung um jeden Preis zu brechen, ist eines der Hauptziele Rußlands im jetzigen Kriege.

In ihren inneren Verhältnissen hatte sich die Türkei seit den Reformen Mahmuds II., 1808—39, durch die von seinem Nachfolger Abdul Medschid, 1839—61, erlassenen Staatsgrundgesetze des Hattischerif von Gülhane, 1839, und des Hattihumajun, 1856, welche in der Hauptsache die Gleichstellung aller Staatsangehörigen ohne Unterschied der Religion und Sprache bezweckten, den europäischen Staaten angenähert. Der äußere Besitzstand in Europa blieb von 1830—1877 unverändert, aber die Macht über das ganze Gebiet entglitt, was die Vasallenstaaten betrifft, immer mehr den Händen der Zentralregierung. Die beiden Donaufürstentümer, früher durch von Konstantinopel aus gesandte Hospodare verwaltet, erhielten nach dem Pariser Frieden als geeintes Rumänien eine viel weitergehende Autonomie, Montenegro konnte als weltliches Fürstentum seine Stellung als selbständiger Staat noch mehr zur Geltung bringen. Die schwache Regierung des Sultans Abdul Asis, 1861—76, führte noch weiter auf dieser Bahn; sie brachte den Rückzug der türkischen Truppen aus Serbien 1867 und die verhängnisvollen Schritte zur Loslösung Ägyptens (s. o.), schließlich die finanzielle Zerrüttung des Staates durch die maßlose Verschwendung des Hofes. Das russische Ränkespiel unter dem berüchtigten Botschafter Ignatiew hatte am Hofe freie Hand. Die Palastrevolution von 1876 mit der darauffolgenden kurzen Regierung Murads V. und die von Abdul Hamid II., 1876—1909, erlassene, aber bald wieder außer Kraft gesetzte Verfassung konnten dem drohenden Unheil nicht Einhalt tun. Neuerdings glaubte Rußland die Stunde gekommen, den tödlichen Streich zu führen. Auf der ganzen Linie der slawischen Balkanvölker von Bosnien bis Bulgarien brach 1875/76 der Aufstand aus, Serbien schritt, von Rußland offen unterstützt, zum Kriege, der nur ein Vorläufer des russischen Angriffs 1877 war. Der Krieg endigte, nach anfänglichen schweren Mißerfolgen der Russen, mit dem vor den Toren Konstantinopels geschlossenen Frieden von San Stefano am 3. März 1878. Durch diesen sollte der europäische Besitzstand der Türkei völlig zerrissen und ein Groß-Bulgarien als Schemel für Rußlands Macht auf dem Balkan geschaffen werden. Serbien war in diesem Vertrage mit einer kleinen, Montenegro mit einer verhältnismäßig bedeutenden Vergrößerung, Griechenland gar nicht bedacht.[2])

Die von Rußland geplante völlige Verstümmelung der Türkei forderte den Widerspruch der übrigen Mächte, insbesondere Englands und Österreich-Ungarns, heraus. Es kam zum Berliner Kongreß, dem diplomatischen Meisterwerk des Fürsten Bismarck, und die Aufteilung der Halbinsel ergab nun ein ganz anderes Bild. Das tributäre Fürstentum Bulgarien wurde auf das eigentliche Donau-Bulgarien mit dem Becken von Sofia beschränkt, wovon noch die Dobrudscha an Rumänien entfiel, als Entschädigung für das von Rußland beanspruchte

1) S. die Verhandlungen über die Dardanellenfrage bei Bamberg 192f., 249f. und bei W Oncken, Zeitalter d. Kaisers Wilhelm Bd. II, 515f., 520.

2) Karte der Grenzen nach dem Frieden von S. Stefano. Pet. Mitt. 1878, Taf. 11a, 1913 I Taf. 1, Bamberg 592.

Rumänisch-Beßarabien. „Ost-Rumelien", ein neu geschaffener politisch-geographischer Begriff, wurde autonome Provinz unter einem christlichen Statthalter. Serbien erhielt einen etwas größeren, Montenegro einen erheblich kleineren Zuwachs, als ihnen ursprünglich zugedacht war. Bosnien und Herzegowina wurden unter die Verwaltung Österreich-Ungarns gestellt. Dieser äußerste Vorsprung der alten Türkei gegen Europa hin, wo die Regierung schon vor dem Kriege des Aufstandes nicht Herr zu werden vermochte, war durch die Vergrößerung Serbiens und Montenegros und deren völliges Ausscheiden aus dem Vasallenverhältnis für die Türkei eine ganz unhaltbare Position geworden. Außerdem wurde der 35 qkm große Küstenstreifen vom Spizza als Verlängerung von Süd-Dalmatien an Österreich abgetreten. Bezüglich Griechenlands kam es zu keiner Einigung. Der auf einer neuen Konferenz zu Berlin 1880 gemachte Vorschlag der Überlassung von Thessalien und Süd-Epirus mit Janina scheiterte an dem Widerstande der Pforte. Endlich wurde 1881 die bis 1912 gültige Grenze vereinbart, welche Süd-Epirus in ganz unnatürlicher Weise von N nach S durchzieht

Eine eingehende Darlegung der territorialen Veränderungen und ihrer Arealwerte nach dem Frieden von S. Stefano und nach dem Berliner Kongreß haben E. Behm und A. Petermann in Pet. Mitt. 1878, 191—94 und 365—68, Taf. 11a und 20 gegeben. Den Verlauf der neuen Grenzen im Einzelnen hat H. Kiepert, der bei dem Berliner Kongreß als kartographischer Beirat zugezogen war, nach den offiziellen Aufnahmen in Z. Ges. Erdk. 1881, 74—80, Taf. I—VI, dargestellt, ebenso die griechisch-türkische Grenze von 1881 ebd. 1882, 244—53, Taf. III—VI.

Die Landverluste in Europa waren für die Türkei um so empfindlicher, als das Reich auch in Asien und Afrika große Einbußen erlitt. In Armenien erhielt Rußland nach dem Berliner Kongreß die Gebiete von Batum, Ardahan und Kars mit 27000 qkm statt des im Frieden von S. Stefano verlangten Areals von 39000 qkm.[1]) England benutzte diese Gelegenheit, der Türkei seine „Freundschaft" zu beweisen, indem es sich für die Zusicherung der Gewährleistung des übrigen asiatischen Besitzstandes die Verwaltung der Insel Cypern abtreten ließ.[2]).

Dann folgte Schlag auf Schlag die Besetzung von Tunis durch Frankreich 1881 und Ägyptens durch England 1882 sowie der Abfall des Sudan (o. S. 104). Am Balkan wurde durch die Vereinigung von Ost-Rumelien mit Bulgarien 1885 ein weiteres Gebiet dem unmittelbaren Einfluß der Zentralregierung entzogen. Das Gleiche bereitete sich auf der stets unruhigen Insel Kreta vor. Dort mußte sich die Pforte 1878 zum Zugeständnis lokaler Selbstverwaltung, 1889 zur Ernennung eines christlichen Statthalters bequemen. Der wegen der Insel mit Griechenland ausgebrochene Krieg 1897 endigte mit dem vollen Siege der Türkei; trotzdem mußte sich die Pforte unter dem Druck der Westmächte der unter solchen Umständen unerhörten Forderung des Zaren fügen, die Insel zu räumen und Prinz Georg von Griechenland als Kommissär anzuerkennen. Dem Sultan blieb so seit 1898 in Kreta ebenso wie in Cypern und Bosnien nur mehr das nominelle Hoheitsrecht.

---

1) Beide Grenzen, Pet. Mitt. 1878 Taf. 16 und bei Bamberg 614, dazu Pet. Mitt. S. 193f., 285—92, 321 über Areal usw.

2) Wortlaut des Vertrages bei Bamberg 604 f., dazu meine Bemerkungen Jahresb. Geogr. Ges. München 1890 (13) 74 und „Cypern" 99.

Das Erwachen des Volksbewußtseins und die im 19. Jahrhundert immer stärker hervortretende Richtung auf nationale Staatenbildungen hatten nicht nur eine Reihe nichttürkischer Völker des Reiches aus dem Staatsverband gelöst, sondern auch die Türken selbst zur nationalen Selbstbesinnung geführt. In der alten Türkei überwog wie im christlichen Mittelalter das religiöse Bewußtsein über das nationale. Der Gegensatz zu den unterworfenen wie zu den übrigen europäischen Völkern lag in der Kluft zwischen Islam und Christentum; der Unterschied von Sprache und Volkstum hatte daneben nur untergeordnete Bedeutung. Die Türken selbst sind sich der Umbildung ihres Volkstums durch die Rassenmischung und durch die Verquickung ihrer Sprache mit persischen und arabischen Bestandteilen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts kaum bewußt geworden. Einen Wandel in dieser Richtung brachte erst die jungtürkische Bewegung. Als ihr Begründer gilt Ibrahim Schinassi Effendi, 1827—71. Er unternahm es als erster, die türkische Schriftsprache von den sie überwuchernden persischen und arabischen Bestandteilen zu reinigen und den bombastischen Stil durch eine klare, volkstümliche Sprache zu ersetzen. Mit ihm beginnt eine neue Periode der osmanischen Literatur; bedeutende Dichter und Schriftsteller wie Kemal Bey 1840—88 und Zia Pascha 1825—81 haben sich dieser Richtung angeschlossen; auch Frauen begannen sich seit der 1895 von Tahir Effendi begründeten „Frauenzeitung" (*Chanümlara machsus gazeta*) mehr und mehr literarisch zu betätigen, ohne dabei den streng islamitischen Standpunkt aufzugeben.[1])

Ganz von selbst geriet die jungtürkische Bewegung in politisches Fahrwasser. Schon ihre erste Betätigung nach außen, die von Schinassi 1859 und 1861 begründeten Zeitschriften „Dolmetsch der Zeitumstände" (*Terdschüman-i-ahwal*) und „Gedankenbild" (*Taswir-i-efkiar*), verfolgten sowohl literarische wie politische Zwecke. Eine 1867 entdeckte Verschwörung zur Erhebung des Osmanentums gegen Europa hatte ihre Wurzel in den Kreisen der Jungtürken. Die Ereignisse von 1876 gaben ihren Hoffnungen neue Nahrung. Aber das terroristische Regiment Abdul Hamids nötigte sie, den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit nach auswärts zu verlegen. Über Frankreich hatten die Jungtürken die revolutionären Ideen erhalten und in ihrem Sinne weitergebildet. Genf und Paris wurden nun die Mittelpunkte der in der Heimat offiziell streng verpönten Bewegung. In Paris erschien die Zeitung „La jeune Turquie" und der revolutionäre „Meschveret" (Beratung). Die Einführung westlicher Ideen und Einrichtungen wurde freilich nur angestrebt, um Europa, nach dem Vorbild Japans, mit seinen eignen Waffen zu bekämpfen. Die Anlehnung an die freiheitlichen Grundsätze West-Europas brachte es naturgemäß mit sich, daß die jungtürkische Partei auch politisch dort ihren Anschluß suchte, während die türkenfreundliche Politik Deutschlands zunächst der von ihr bekämpften Regierung Abdul Hamids zugute kam. Als nun durch die Revolution von 1908 die Verfassung wiederhergestellt und 1909 der Thronwechsel erzwungen wurde, bil-

1) Vgl. über die jungtürkische Bewegung Zimmerer bei Helmolt V 187 ff. mit Bildnistafel und dessen „Die neue Türkei 1908—15" bei H. Grothe, Länder und Völker der Türkei (1915) 137—68; Jorga V 620 ff.; Sax 528 ff.; auch die einschlägigen Artikel in Meyers Konversationslexikon. Weiteres s. u. S. 157 f.

deten die Bestrebungen der Jungtürken nach Ausdehnung der Reichsgewalt eine unmittelbare Gefahr für die Verwaltung der noch nominell der Oberhoheit des Sultans unterstehenden Länder Bosnien und Bulgarien. Österreich-Ungarn sah sich um die Früchte einer dreißigjährigen, mit großen Aufwendungen geleisteten Kulturarbeit, Bulgarien um die Hoffnung bedroht, sein Volkstum in freier Entfaltung zu entwickeln, wie es Griechenland, Serbien und Rumänien seit langem vergönnt war. Es war daher nur eine Maßregel des Selbstschutzes, als Österreich-Ungarn die von ihm in Bosnien tatsächlich allein ausgeübte Herrschaft durch Ausdehnung der Souveränitätsrechte bekräftigte und gleichzeitig (5. Okt. 1908) Bulgarien sich zum unabhängigen Königreich erklärte. Der Rückschlag zeigte sich alsbald in dem vom jungtürkischen Komitee unter englischem Einfluß veranlaßten Boykott österreichischer Waren. Doch kam es mit beiden Staaten schon Anfang 1909 zu einem finanziellen Ausgleich, im Sandschak Novibazar erhielt die Türkei sogar durch den Verzicht Österreich-Ungarns auf sein Besetzungsrecht die volle Souveränität zurück. So waren die Reichsgrenzen in Europa neuerdings eingeschränkt, dafür aber, abgesehen von Kreta, alle staatsrechtlichen Halbheiten beseitigt. Was die Türkei noch besaß, gehörte ihr ganz und sollte nach dem Sinne der von jungtürkischen Einflüssen beherrschten Regierung durchaus einheitlich verwaltet werden. Unter dem Schlagwort von der „osmanischen Nation“ sollten alle religiösen und nationalen Sonderrechte verschwinden, die Christen im Heere dienen, die türkische Sprache allein Geltung haben. Das stieß aber nicht nur auf den Widerstand der slawischen und griechischen Bevölkerung Mazedoniens, sondern trieb auch die Albaner, bisher die treuesten Stützen des Thrones, solange ihre Vorrechte nicht angetastet wurden, in das Lager der Gegner. Die Versuche, dort regelmäßige Steuern, Aushebung, türkische Sprache und Schrift einzuführen, veranlaßten den schon erwähnten Aufstand (o. S. 139). Mit dem Abfall und der Entwaffnung Albaniens, das von italienischer und serbisch-montenegrinischer Agitation durchwühlt war, verlor die Regierung einen wichtigen Halt in den künftigen, freilich noch nicht geahnten schweren Kämpfen.

Dem in den neuen Verhältnissen kaum noch konsolidierten Staat drohte die nächste Gefahr von Italien. Das französische Protektorat über Marokko hatte dort den Wunsch ausgelöst, sich an Tripolis schadlos zu halten. Ohne jede tatsächliche Grundlage wurde der Türkei (Sept. 1911) ein brutales Ultimatum gestellt und nach dessen Ablehnung sofort der Krieg eröffnet. Der Mangel einer der italienischen ebenbürtigen Flotte, eine der großen Unterlassungssünden der Regierung Abdul Hamids, und der von England verhinderte Durchmarsch durch Ägypten, das nach geltendem Recht selbst zur Heeresfolge verpflichtet gewesen wäre, machten eine wirksame Kriegführung seitens der Türkei fast unmöglich. Gleichwohl leisteten die in Tripolitanien garnisonierenden Truppen mit Hülfe der Eingeborenen dem Vordringen der Italiener zähen Widerstand, während diese ihrerseits sich auf Rhodos und den südlichen Sporaden, dem sog. Dodekannes (s. u. S. 151), festsetzten. Im Frieden von Lausanne mußte die Türkei auf ihre letzte afrikanische Provinz verzichten (Okt. 1912), ohne die Freigabe der unter nichtigen Vorwänden weiter besetzt gehaltenen Inseln des Archipels zu erreichen.

Der Friede von Lausanne war nur unter dem Druck einer neuen ganz unerwarteten Lage zu Stande gekommen. Anfang Oktober 1912 wurde die Welt durch den Balkanbund der vier Staaten Bulgarien, Griechenland, Montenegro, Serbien überrascht, dessen offenes Ziel die Aufteilung des Restes der europäischen Türkei war. Noch ist der Schleier über das Zustandekommen dieses Bundes nicht ganz gelüftet. Doch scheint jetzt so viel festzustehen, daß der Bund schon in den ersten Monaten 1912 Tatsache war, aber nach außen, besonders gegen die Türkei und die mitteleuropäischen Mächte geschickt verheimlicht wurde. Wir wissen jetzt, daß von Anfang an Rußland, wahrscheinlich im Einvernehmen mit England und Frankreich, dabei die Hand im Spiele hatte, daß Minister Iswolkskij, damals schon Botschafter in Paris, und der Gesandte Hartwig in Belgrad die Hauptmacher waren und die Balkanstaaten, in dem Glauben, nur ihren eigenen Interessen zu dienen, tatsächlich nur ein Werkzeug der russischen Balkanpolitik bildeten. Das zeigte sich besonders deutlich, als Bulgarien, das den schwersten Teil der Arbeit auf sich genommen hatte, sich zum Vormarsch auf Konstantinopel anschickte, auf deutliches Abwinken des russischen Zaren aber die Hand von dem höchsten, für Rußland vorbehaltenen Siegespreis zurückziehen mußte. Daß von diesem der ganze Balkankrieg nur als Vorspiel zum europäischen Krieg betrachtet und der Bund der Balkanstaaten ebenso als Keil gegen Österreich-Ungarn wie gegen die Türkei gedacht war, um den Weg nach Konstantinopel frei zu machen, haben die Ereignisse seither klar erwiesen. Als Vorspiel des europäischen Krieges erwies sich der Balkankrieg auch hinsichtlich der Erbitterung, mit welcher besonders in der zweiten Phase unter den früher Verbündeten gekämpft wurde, in der Ausdehnung der Feindseligkeiten auf die Zivilbevölkerung, den von allen Seiten begangenen Grausamkeiten und Völkerrechtsbrüchen. Reiches Material hierüber finde ich in dem mir aus Amerika zugegangenen, vom „Carnegie Endowment for International Peace" herausgegebenen „Report of the International Commission to Inquire into the Causes and Conduct of the Balkan Wars" (Washington 1914), mit beachtenswerten Bildern und Kartenbeilagen.

Gegen alle Erwartung versagte die Schlagfertigkeit des türkischen Heeres zunächst vollständig; die jungtürkische Politik hatte auf die Armee zersetzend eingewirkt, die geplanten Reformen einzuführen war keine Zeit gewesen. Dagegen hielten sich die Festungen Adrianopel und Skutari tapfer, und an der Tschatalschalinie (s. o.) entwickelten die Türken zuletzt eine unerwartete Widerstandskraft zum Schutze der Hauptstadt. Diese mit einem kleinen europäischen Vorland zu retten, war das Einzige, was die Türkei bei Eintritt des Waffenstillstandes Dezember 1912 hoffen durfte. Als im März 1913 auch Adrianopel nach tapferer Gegenwehr gefallen war, blieb ihr im Londoner Vorfrieden vom 30. Mai nur die Grenzlinie Enos—Midia, damit ein 20—40 km breiter Landstreifen diesseits des Marmarameeres mit den Halbinseln von Gallipoli und Konstantinopel. Im zweiten Balkankrieg wurde jedoch (Juli 1913) Adrianopel zurückerobert und Thrakien bis zur Maritza im W und zur alten bulgarischen Grenze im N von den Türken wiederbesetzt. Der Friede von Bukarest 10. August 1913 ließ die bulgarisch-türkische Grenze noch unentschieden; sie wurde erst 29. September im Frieden von Konstantinopel festgesetzt und gab der Türkei nicht nur

diese Stadt mit ihren für das Osmanentum so teuren Erinnerungen, sondern auch ein beträchtliches Stück rechts der Maritza zurück, womit Bulgarien die Herrschaft über die Bahn zum ägäischen Meere verlor. Letztere wiederzugewinnen, war eine Vorbedingung des Eintrittes Bulgariens in den Weltkrieg, und so kam im September 1915 eine neue Vereinbarung zu Stande, wonach die Türkei das rechte Maritzaufer ganz an Bulgarien überließ, so daß Adrianopel von seinem Bahnhof und seiner Vorstadt Karagatsch getrennt wurde (s. o. S. 84). So wurde für beide Teile der wertvollste Teil gerettet, die Bahnlinie für Bulgarien, Adrianopel für die Türkei. Aus der ehemaligen Vorstadt Karagatsch entsteht jetzt ein neues bulgarisches Adrianopel unter dem alten bulgarischen Namen Odrin, während die alte Stadt den türkisehen Namen Edirneh führt.

Eine Übersicht der wechselnden Grenzverhältnisse wie auch der von den einzelnen Nationen erhobenen Ansprüche geben die verschiedenen Ausgaben der von K. Peucker bearbeiteten Karte der „Zentralen Balkanländer" (früher „Königreich Bulgarien") 2. A. Juni 1913, 4. A. Aug. 1913, 5. A. 1914, 6. A. Okt. 1915. Ich verdanke dem Herausgeber auch die Einsicht in die Originalmaterialien der letzten Grenzfestsetzungen, insbesondere den Wortlaut des bulgarisch-türkischen Friedensvertrages vom 16./29. Sept. 1913, veröffentlicht im „Moniteur Oriental" vom 30. Sept., und in die Einzeichnung der neuen Grenze in die Generalkarte 1 : 200 000 nach dem Abkommen vom September 1915, veröffentlicht in den „Narodni Prava" vom 10./23. September 1915. Auf Tafel 3 habe ich die alten und neuen Grenzen hiernach eingetragen.

Überblicken wir von diesem letzten Stadium aus die Rückentwicklung des europäischen Länderbesitzes der Türkei, so kommen wir zu folgenden Flächengrößen:

Europäisch-türkische Länder auf dem Höhepunkt der osmanischen Macht bis 1683 mit Einschluß Ungarns und des Chanates der Krim nach einer älteren Schätzung[1]) 940 000 qkm.

Nach dem Verlust Ungarns, der Bukowina und der Krim ist seit 1774 die europäische Türkei auf die Balkanhalbinsel beschränkt. Nur das mittelbare Gebiet der Donaufürstentümer ragt darüber hinaus, während anderseits Dalmatien und die ionischen Inseln, beide Gebiete bis 1797 venezianischer Besitz, an der vollen Herrschaft über die Halbinsel fehlen. Rechnet man die Areale der um 1800 zur Türkei gehörigen Gebiete nach den vor dem Balkankrieg angenommenen Zahlen zusammen, so erhält man:

als unmittelbares Gebiet	452 000 qkm
als mittelbares Gebiet (Walachei und Moldau mit Beßarabien)	161 000 „
zusammen	613 000 qkm
davon 1812 Beßarabien ab	46 000 „
bleibt von 1812—30 ein Gebiet von	567 000 qkm.

In dieser Ausdehnung erscheint die europäische Türkei noch als eine den übrigen europäischen Hauptländern durchaus ebenbürtige Großmacht, zugleich als ein geschlossenes Gebiet von geographischer Einheit. Im allgemeinen Sprach-

1) Guthe-Wagner, Lehrbuch. 5. Aufl. II, 139.

gebrauch wird daher, z. B. auf Karten „europäische Türkei" gleichbedeutend mit „südosteuropäische Halbinsel" verstanden.

Mit dem Abfall Griechenlands = 50000 qkm und Serbiens = 38000 qkm ergibt sich für die Zeit von 1830—1878 der Bestand von

unmittelbarem Gebiet	364000 qkm
dazu mittelbar[1]) Serbien	38000 „
Montenegro	4000 „
Rumänien (ohne Dobrudscha)	121000 „
zusammen	527000 qkm.

Der unmittelbare Besitz in Europa vor dem Kriege von 1878 war also immer noch größer als Italien (287000 qkm) oder die britischen Inseln (314000 qkm), das Gesamtgebiet dem des deutschen Reiches oder Frankreichs annähernd gleich. Das änderte sich nun wesentlich durch den Krieg von 1877/78. Von dem vorher noch so ansehnlichen unmittelbaren Territorialbesitz blieb nur ein verstümmelter Rumpf; die alten mittelbaren Gebiete wurden völlig abgelöst, die neuen (Bosnien, Bulgarien, Ost-Rumelien) trugen nach den geographischen und nationalen Verhältnissen bereits den Keim der gänzlichen Trennung in sich. Nach der 1881 erfolgten Grenzregulierung mit Griechenland ergibt sich folgendes Bild:

unmittelbares Gebiet (einschl. Sandschak) . .	170000 qkm
mittelbar Bosnien und Herzegowina. . . .	51000 „
Bulgarien	62000 „
Ost-Rumelien	35000 „
zusammen	318000 qkm

1898 vermindert sich das unmittelbare und vermehrt sich das mittelbare Gebiet um Kreta mit 8600 qkm.

1908 scheiden Bosnien und Bulgarien (mit Ost-Rumelien) aus dem Reichsverband völlig aus. Derselbe umfaßt sonach in Europa nur mehr 161000 qkm unmittelbares Gebiet und das autonome Kreta.

Durch den Balkankrieg wurde auch der seit 1878 verbliebene Rumpf des europäischen Gebietes aufgeteilt und Kreta mit den Inseln des thrazischen Meeres, außer Imbros, abgetrennt. Letztere, 225 qkm große Insel wurde nach dem Frieden von Bukarest der Türkei belassen, während Thasos, Samothrake, Lemnos an Griechenland fielen. Das Besitzrecht über die geographisch zu Klein-Asien gerechneten Inseln Lesbos, Chios, Samos usw. war bei Ausbruch des Weltkrieges noch ungeklärt, da die Pforte in die Abtretung an Griechenland nicht gewilligt hatte. Gegenwärtig sind diese Inseln ebenso wie Imbros vom Feinde besetzt, desgleichen der von Italien seit dem Frieden von Lausanne widerrechtlich besetzt gehaltene „Dodekannes" (Rhodos, Karpathos, Kos, Kalymnos, Leros, Astropalia usw., umgrenzt auf K. Peuckers neuester „Karte von Südost-Europa").

1) Zahlen für die mittelbaren Gebiete nach Bev. d. Erde V (Pet. Mitt. E.-H. 55) S. 23 f. Für Bulgarien nach Ischirkoff, Bulgarien I 1916 S. 25 f.

Das Areal des der Türkei nach dem Frieden von Konstantinopel (Sept. 1913) in Europa verbliebenen Gebietes hat durch das Abkommen mit Bulgarien (s. o.) vom September 1915 eine weitere Verminderung erfahren. Da hierüber anscheinend noch nirgends eine genauere Angabe vorliegt, habe ich das neue Areal nach planimetrischer Ausmessung im Geographischen Institut der Universität Wien durch F. Stadl berechnet. Der Ausmessung wurde die Generalkarte 1 : 200000 mit den von K. Peucker nach amtlichen Angaben türkischer und bulgarischer Autoritäten handschriftlich eingetragenen Grenzen zugrunde gelegt. Für das noch nicht erschienene Blatt Konstantinopel wurde H. Kieperts Spezialkarte von West-Kleinasien 1 : 250000 verwendet. Das Ergebnis ist nach der Grenze von 1913: **24600 qkm,** dgl. 1915: **22163 km** (ohne Imbros, s. o.). Das von der Türkei überlassene Gebiet beträgt hiernach 2437 qkm (s. u.).

Zur Ausmessung dient ein Polarplanimeter von Amsler. Die Berechnung wurde nicht auf Planimetereinheiten, sondern auf das Verhältnis zu Halbgradtrapezen der Zonen 41—41 ½ und 41 ½—42° bezogen, so daß der Fehler des Papiereingangs ausgeschaltet erscheint. Gleichwohl kann das Ergebnis nur als vorläufig und annähernd gelten, da die Grenzlinie noch nicht topographisch genau festgelegt ist und auch bezüglich der Genauigkeit des Instrumentes Zweifel bestehen. Eine Messung auf G. Freytags Karte von Bulgarien in 1 : 1000000 ergab rund 24000 qkm (23944 nach Gradtrapez, 24200 nach Planimetereinheiten) und mußte größer ausfallen, da dort die türkische Grenze weiter gezogen ist (z. B. längs der untern Maritza statt in einem Abstand von 1 ½—2 km). Der Hofkalender 1917 gibt folgende Zahlen:

	qkm	Einw.	Dichte
Wil Adrianopel	21650	1171435	217(!)
Wil. Konstantinopel . . .	3950	855876	37
Sandsch. Tschataldscha . .	2140	78315	13
Europ. Türkei	27740	2105726	54

Die Dichteziffern sind offenbar durch eine Satzverschiebung verstellt und müssen in obiger Folge lauten: 54, 217, 37, 76. Außerdem scheinen die Bevölkerungsziffern für Adrianopel und Konstantinopel verwechselt zu sein, was natürlich wieder die Dichte ändert; denn 1916 und in den vorhergehenden Ausgaben hieß es:

	qkm	Einw.	Dichte
Wil. Konstantinopel . . .	3900	1203000	308
Mut. Tschatschaldscha. . .	1900	78000	41
Wil. Adrianopel	20300	610000	30
Europ. Türkei.	28100	1891000	67

Das Areal von 28100 qkm beruht hier wieder auf einem Additionsfehler und soll heißen 26100 qkm. Die für 1917 mitgeteilten Ziffern können daher nicht dem seit September 1915 verkleinerten Besitzstand Rechnung getragen haben. Der Hauptgrund für die zu große Flächenangabe liegt jedoch darin, daß das Wilajet Konstantinopel ganz zur europäischen Türkei gerechnet ist, tatsächlich aber zum größeren Teil in Asien liegt. Neuerdings soll dasselbe noch viel weiter nach Asien hinein ausgedehnt worden sein. Ischirkoff gibt für das abgetretene Gebiet 2100 qkm.

Wir sind am Schlusse unserer Betrachtungen über die territoriale Entwicklung der europäischen Türkei. Die Rückbildung des europäischen Landbesitzes hat jene Stufe erreicht, welche Moltke[1]) um 1840 vorhergesagt hat in den Worten: „Wir vermögen uns den Fortbestand des osmanischen Reiches nur

1) Nach O. Maull, Griechenland. Mitt. Geogr. Ges. München X 176.

noch unter der Bedingung einer engeren Beschränkung auf naturgemäße Grenzen zu denken. Diese würden in Europa nur Konstantinopel und den thrazischen Isthmus mit Adrianopel umfassen, in Asien dagegen den weiten reichen Länderstrich, welcher von beiden Meeren bespült wird.“ Das ist buchstäblich eingetroffen. Von den beiden Flügeln des gleich dem oströmischen um die Meerengen gruppierten Reiches hat sich nur der östliche, auf nationaler Grundlage beruhende als lebensfähig erwiesen. Der westliche verkümmerte in dem Maße, als der erwachende Nationalismus der nicht assimilierten Völker zu selbständiger Entwicklung herangereift war. Mehr als je liegt heute der Schwerpunkt des Reiches in Klein-Asien, der Wiege des Staates. Die nach dem Kriege von 1878 der Türkei noch verbliebenen europäischen Länder, Mazedonien und Albanien, sind nach Ablösung der übrigen Teile mehr eine Last und Sorge als eine Quelle der Kraft gewesen. Anders Konstantinopel mit seinem Vorland, dessen Verlust die Einbuße der Großmachtstellung bedeuten und die Türkei auf das politische Niveau von Persien herabdrücken würde.

Auch die afrikanischen Provinzen haben immer nur den Charakter von Außenbesitzungen gehabt, die mit dem Reiche nie organisch verwachsen waren. Die Hoffnung, dort wieder Fuß zu fassen, scheint unter den heutigen Verhältnissen wohl aussichtslos. Inniger verbunden und von dem Reich als Großmacht nicht zu trennen sind dagegen die asiatischen Länder arabischer Sprache und Kultur. Sie stellen nicht nur ein großes und wirtschaftlich wertvolles Ländergebiet dar, sondern ihr Besitz ist auch die Voraussetzung der Vormachtstellung im Islam. Ohne die Oberherrschaft über die heiligen Stätten des Islams ist das türkische Chalifat nicht aufrechtzuerhalten. Ihre Verteidigung gegenüber den Machenschaften Englands ist daher eine Lebensfrage für die Türkei.

In Arabien wird sich die türkische wie jede fremde Herrschaft immer auf die Küstenstriche und die Städte unweit der Küste beschränken müssen. Die nur von Beduinen durchstreiften Wüstenstrecken und die dazwischen zerstreut liegenden Oasen entziehen sich, wie alle großen Wüstengebiete, von vornherein einer festen staatlichen Ordnung. Wenigstens ist von außen her das innere Hochland Arabiens niemals wirklich beherrscht worden. Wohl aber haben einheimische Emirate eine gewisse Bedeutung erlangt, so besonders auf dem Hochlande von Nedschd Hail und er-Riad, ersteres unter türkischem, letzteres unter englischem Einfluß. England hat von Aden aus in neuester Zeit seinen Einfluß über die ganze Südküste, das nominell noch unabhängige Sultanat Oman und vom persischen Golf aus nach Zentral-Arabien ausgedehnt. Die dort 1871 von den Türken besetzte Küstenprovinz el Hasa wurde zunächst durch den von England gegen die Türkei aufgehetzten Schech von Kueit (Koweit), dessen Unabhängigkeit die Pforte schließlich unter dem Drucke Englands anerkennen mußte, des Zusammenhanges mit der Provinz Irak beraubt und 1913 durch den Emir von er-Riad besetzt[1]), so daß die Ostküste Arabiens derzeit nicht mehr zum türkischen Reiche gerechnet werden kann. Auch im Westen ist die Stellung der türkischen Regierung eine schwierige. Die Grenzen ihrer Herrschaft waren nach innen zu, ebenso wie in der syrischen Wüste, immer unbe-

1) Banse, Die Türkei 302 ff.

stimmt. Nur gegen das britische Gebiet von Aden ist durch das Abkommen von 1903 eine feste Grenze geschaffen. Im anstoßenden Jemen haben die Türken schon 1517 Fuß gefaßt, aber nie den Widerstand der einheimischen Stammeshäupter ganz überwinden können. Mekka unter seinem Großscherif bildet eine Art Kirchenstaat, in dem der türkische Pascha Mühe hat, sich zur Geltung zu bringen. Jetzt hat englisches Gold auch die Heimat des Islams gegen den Kalifen aufgewiegelt. Doch dringen türkische Truppen dort erfolgreich vor, unterstützt durch die Hedschasbahn, die größte positive Leistung Sultan Hamids.[1]) Sie dient ebensosehr dem religiösen Einflusse des Kalifats wie der politischen und militärischen Verbindung Türkisch-Arabiens mit dem Reich.

Viel enger und natürlicher als Arabien schließen sich Syrien und Mesopotamien schon geographisch dem türkischen Kernland Klein-Asien an. Obwohl von anderem Bau und mit großenteils anderen Lebensbedingungen, sind sie während des größeren Teiles ihrer Geschichte in enger politischer Verbindung gestanden. Das alte Hethiterreich hat von N her auf Syrien übergegriffen, die assyrischen und persischen Könige haben von hier aus ihre Herrschaft auf Klein-Asien ausgedehnt. Alexander d. Gr. und die Römer haben beide Ländergruppen mit mächtigem Griff zusammengefaßt. Im Mittelalter war Falten- und Schollenland zwischen Ost-Rom und dem arabischen Kalifat geteilt, erst das Türkentum hat seit 1516 die politische Einheit der östlichen Mittelmeerländer wiederhergestellt, ohne freilich den Gegensatz byzantinisch-türkischer und arabischer Kultur ausgleichen zu können. Aber für selbständige staatliche Bestrebungen, wie sie andere Teile des türkischen Reiches untergraben haben, ist dort kein Raum. In seiner jüngsten Darlegung über den Zustand der türkisch-arabischen Provinzen sagt A. Musil[2]): „Die arabischen Provinzen können unmöglich selbständig existieren. Naturgemäß müßten sie in mehrere Gebiete zerfallen und so die Beute fremder Gelüste werden. Vaterland, Liebe zum Vaterland in unserem Sinne sind den Bewohnern dieser Provinzen unbekannt, und unbekannt ist ihnen die freiwillige Unterwerfung unter den Willen eines Stammesgenossen. — — Kam jedoch ein starker, tatkräftiger Fremdling mit seinen Truppen, so beugten sich alle Großen in Syrien und Mesopotamien, gehorchten ihm, und das Volk war zufrieden. — Das Volk der arabischen Provinzen will von seiner Selbständigkeit — nichts wissen. Es verlangt nach einem starken Herrn, der das Gesetz zur Geltung bringen, die Sicherheit des Lebens, des Bodens und der Früchte der Arbeit herstellen und die Möglichkeit des Verdienstes heben würde. Bringt es die türkische Regierung zu Stande, so wird man ihr um so lieber dienen, weil sie muslimisch und im Lande bekannt ist.“ Gefahr droht hier dem Reiche nicht von innen, sondern nur von ländergierigen Mächten draußen, in erster Linie von Frankreich für Syrien und England für Mesopotamien.

Trotzdem fehlt es auch hier nicht an staatsrechtlichen Besonderheiten, an denen der türkische Reichsorganismus zu allen Zeiten so reich war. Sie wurzeln weniger in ethnographischen als in den religiösen Verhältnissen. Syrien und Mesopotamien sind immer eine Heimat der verschiedensten Religionssysteme

1) Auler Pascha, Die Hedschasbahn. Pet. Mitt. E.-H. 154 (1906).

2) Bei Cwiklinski, Balkan und naher Orient 274.

gewesen; diese gliedern die Bevölkerung viel schärfer als nationale und ethnographische Gegensätze. Daß Judentum und Christentum von dort ausgegangen sind, kennzeichnet die Bedeutung Syriens nach dieser Richtung. Der theokratische jüdische Staat war eine in der antiken Welt einzig dastehende Erscheinung. Die Staatenbildungen der Kreuzfahrer sind nicht minder eine Anomalie in der Geschichte des Landes. Das religiöse Sektenwesen hat dann sowohl auf christlicher wie islamitischer Grundlage eine üppig wuchernde Mannigfaltigkeit und manche sonderbare staatliche Bildungen erzeugt. Dazu gehörte zur Zeit der Kreuzzüge das kleine Reich der Assassinen oder des Alten vom Berge in Nord-Syrien, einer aus Persien stammenden Sekte, die mit anderen ähnlichen als Ismailiten, einer Abzweigung der Schiiten, zusammengefaßt wird und noch heute in einzelnen Ortschaften fortlebt. Ihnen sehr ähnlich sind die Nosairier in Nord-Syrien — das Horstgebirge Dschebel el Ansarije ist nach ihnen benannt — und die Metawile im Libanon und Nord-Palästina. Zu einer politischen Bedeutung sind aber nur die Drusen gelangt, eine von dem Perser Darasi um 1018 in Ägypten begründete Religionsgemeinschaft, deren Anhänger heute noch ein geschlossenes Volkstum darstellen.[1] Ihren Hauptsitz fanden sie im Libanon und Anti-Libanon. Auch hier hat ein geographisches Moment, der Gebirgscharakter des Wohnsitzes, die Erhaltung der Unabhängigkeit begünstigt. Erst 1588 unterwarfen sie sich den Türken, behielten aber ihre eigene Verwaltung unter einem Groß-Emir. Den Höhepunkt erreichte die Macht der Drusen unter ihrem Fürsten Fachr ed-din 1599—1635, der selbst zu europäischen Herrschern Beziehungen unterhielt. Seit 1840 mit den christlichen Maroniten in Streit, haben die Drusen nach den Metzeleien von 1860 und dem Eingreifen der europäischen Mächte ihren Schwerpunkt nach dem Hauran verlegt, wo sie nach heftigen Kämpfen mit türkischen Truppen erst 1896 zur Ruhe gebracht wurden, aber seit der Revolution von 1908 wieder so gut wie unabhängig sein sollen. Ihre Zahl wird auf 100 — 150000 geschätzt, davon etwa 50000 im Hauran. Anderseits haben die Kämpfe mit den Maroniten seit 1861 zu einer politischen Sonderstellung der Provinz Libanon (ohne die großen Hafenstädte) unter europäischer, d. h. französischer Kontrolle geführt, welche 1914 ebenso wie die Kapitulationen und andere die Hoheitsrechte des türkischen Staates beschränkende Einrichtungen aufgehoben wurden.

Für die administrative Einteilung des Libanons und der asiatischen Türkei überhaupt sei hier auf die verdienstvollen, aber zuwenig bekannten Karten von Major R. Huber hingewiesen: Empire Ottoman. Division administrative (nach dem Salnameh von 1899) 1 : 1500000, 4 Bl. Konst. 1900; Division administrative du Gouvernement général du Liban 1 : 100000, 4 Bl. (französisch und arabisch); Empire Ottoman, Carte statistique des Cultes chrétiens 1 : 250000, 4 Bl. Kairo 1911; ferner auf die von B. A. Mystakides in Konstantinopel bearbeitete *Χάρτης τῆς Ἀσιατικῆς Τουρκίας* 1 : 200000 (München 1908).

Die asiatische Türkei, sowohl Syrien mit Mesopotamien als Klein-Asien, ist die Heimat noch mancher anderer merkwürdiger religiöser Gemeinschaften, die

1) Aus der zahlreichen Literatur über diese Sekten sei auf das bekannte Werk von M. v. Oppenheim, Vom Mittelmeer zum persischen Golf und auf die einschlägigen Artikel der Encyklopädie des Islams hingewiesen („Assassinen“ I 510f., „Bektash“ 720f., „Drusen“ 1233ff.). Eine gute Zusammenfassung gibt F. J. Bliss, The Religions of Modern Syria und Palestine. Edinburg 1912.

wie Drusen, Nosairier, Metawile außerhalb von Christentum und Islam stehen, letzterem allerdings näher, und sämtlich auffällige Beziehungen nach Persien hin aufweisen. Dazu gehören die weitverbreiteten Kyzylbasch, die Tachtadschy in Lykien, die Jesiden (Teufelsanbeter) in Mesopotamien, deren heilige Schriften kürzlich bekannt geworden sind, auch der islamische, aber neben schiitischen alte christliche Überlieferungen umschließende Derwischorden der Bektaschije. So interessant diese Sekten in ethnographischer und kulturhistorischer Hinsicht sind, kommen sie doch als politische Organisationen innerhalb des türkischen Staates kaum in Betracht.

Die Literatur über Kyzylbasch usw. habe ich (bis 1898) zusammengefaßt bei R. Oberhummer-Zimmerer, Syrien und Kleinasien 393—97. Weiteres bei H. Grothe, Vorder-Asien-Expedition II 148—61; R. Leonhard, Paphlagonia 359—67; Philippson, Reisen (s. Register unter „Tachdtadji"). Ferner J. v. Luschan, Die Tachtadschy usw. bei Petersen, Reisen in Lykien (1889) Kap. XIII und im Archiv f. Anthr. XIX 31—53. G. Jacob, Die Bektaschije. Abh. Bayer. Ak. I. Kl. 24 III (1909). M. Bittner, Die heiligen Bücher der Jeziden. Denkschr. Ak. Wien, Phil. Kl. 55 V (1913), wo die übrige Literatur; dazu Grothe I S. LXXXIX ff.

Dagegen können wir die politische Übersicht des Reiches nicht schließen, ohne der beiden im äußersten Nordosten sich feindlich gegenüberstehenden Völker zu gedenken, der Kurden und Armenier. Erstere, ein ausgeprägtes Herrenvolk mit fester Stammesverfassung, Blutrache, Unabhängigkeitssinn, erinnern in ihren altertümlichen Zuständen und ihrer Abneigung gegen staatliche Ordnung an die Albanier. Wie diese, lieferten sie dem letzten Sultan eine Vorzugstruppe, die wegen ihrer Wildheit und Grausamkeit berüchtigten Hamidie-Regimenter und haben ebenso die Formen des Raubrittertums bewahrt. „Von seiner festen Burg auf kaum zugänglicher Felsklippe regiert der Talgraf seine Bauerndörfer und zieht zeitweise auf Raub und fröhliche Kriegsfahrt aus" (Banse 199). Sie sind wohl ein störendes Element der staatlichen Ordnung, aber als Mohammedaner der türkischen Herrschaft ergeben.

Anders die Armenier. Als Rasse wie die Mehrzahl der Osmanen der Urbevölkerung Klein-Asiens zugehörig, doch mit deutlicher Differenzierung, sind sie seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. oberflächlich indogermanisiert worden, haben aber die physischen und psychischen Merkmale der Rasse bewahrt. Den großen Reichen des Altertums (Perser, Mazedonier, Römer) gegenüber ein Randvolk und eine Art Pufferstaat zwischen dem römischen und parthischen, dann zwischen dem byzantinischen und Kalifenreich, konnten sie in ihrer von der Scharung hoher Gebirgsketten begünstigten Abgeschlossenheit eine starke nationale Eigenart entwickeln. Ihre Sprache gehört nicht, wie man früher annahm, zur iranischen Gruppe, sondern nimmt innerhalb des indogermanischen Sprachstammes eine durchaus selbständige Stellung ein. Durch die eigentümliche, um 400 n. Chr. entstandene Schrift kommt diese Sonderstellung noch schärfer zum Ausdruck. Das seit 300 eingeführte Christentum nahm in der seit 367 autozephalen armenischen Kirche ebenfalls eine durchaus nationale Färbung an, woran auch die seit 1700 begründete Union eines Bruchteiles mit der römischen Kirche wenig änderte. Die Stürme der Seldschuken- und Mongolenzeit veranlaßten viele Armenier zur Auswanderung aus ihren ursprünglichen Sitzen und lichteten dort den geschlossenen Zusammenhang des Volkes. Bereits oben haben wir ein

mittelalterliches Königreich Armenien im alten Kilikien kennen gelernt. Heute ist kaum eine größere türkische Stadt ohne ihr armenisches Viertel; in Konstantinopel allein zählt man etwa 180000. Darüber hinaus haben sich die Armenier nach Ungarn, Galizien, Polen, Rußland, über ganz Süd-Asien, neuerdings auch nach Amerika verbreitet. Anderseits bilden sie auch im eigentlichen Armenien keineswegs die Mehrheit der Bevölkerung, sondern sind überall von Kurden, Türken, Lazen usw. durchsetzt. Im türkischen Sprachgebiet haben sie vielfach ihre eigene Sprache aufgegeben und reden ein sprachlich ganz für sich stehendes armenisches Türkisch. Geschrieben wird es mit armenischer Schrift, wie auch viele Griechen Klein-Asiens sich des Türkischen mit griechischer Schrift bedienen. Bekannt ist die Gewandtheit der Armenier im Handel und besonders in allen Finanzgeschäften. Ihre wirtschaftliche und soziale Stellung ist deshalb eine ähnliche wie anderwärts die der Juden, mit denen sie neben Rassenmerkmalen auch die weite Verbreitung und die Konzentrierung in städtischen Siedelungen teilen. Das wirtschaftliche Übergewicht, die nationale Absonderung bringen sie in einen ähnlichen Gegensatz zu der minder geschäftskundigen Bevölkerung und erzeugen eine Spannung, die in der Türkei ebenso gelegentlich zu Ausbrüchen der Volkswut führt wie im europäischen Mittelalter und heute noch in Rußland gegen die Juden. Wie dort hat auch in der Türkei die Regierung wiederholt die Volksstimmung für ihre Zwecke ausgenutzt; zumal die Regierung Abdul Hamids II. ist zu einer wahren Leidenszeit für das armenische Volk geworden. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß auch im jetzigen Kriege die Armenier für die Türkei ein sehr unzuverlässiges Element sind, obwohl für eine politische Selbständigkeit des armenischen Volkes nach dem Beispiel anderer der türkischen Herrschaft entwundener Völker jede Grundlage, vor allem das geschlossene Wohngebiet fehlt und die seit 1829 russisch gewordenen Armenier sehr bald, mit der 1836 einsetzenden Russifizierung, ihren Tausch zu bereuen hatten. Bezeichnend dafür ist der Ausspruch „lieber den leiblichen Tod in der Türkei als den geistigen in Rußland" (Banse 197).

Die Verbreitung der Armenier in der asiatischen Türkei hat nach G. L. Selenoy und N. v. Seydlitz Supan in Pet. Mitt. 1896, 1—10, Taf. I mit dem oben angedeuteten überraschenden Ergebnis dargestellt, daß in den am dichtesten von Armeniern besiedelten fünf Wilajets diese nur ein Viertel der Gesamtbevölkerung, nur in einem Sandschak (Wan) mehr als die Hälfte ausmachen. Eine Übersicht der Geschichte der Armenier bis auf die neueste Zeit gibt Zimmerer bei Helmolt V 196—212 (mit Karte nach Supan), einen durch reichhaltige Literaturnachweise ausgezeichneten Abriß Streck in Encykl. d. Islam I 452—66. Zur historischen Geographie möge man meine Berichte im Geogr. Jahrb. (zuletzt 1911, 373f.), Quelle ebd. (1914, 212) vergleichen. Die Umtriebe Rußlands und Englands in Türkisch-Armenien vor und während des Weltkrieges schildert Karl Roth, Armenien und Deutschland, bei Grothe, Länder und Völker der Türkei 1915 S. 293ff.

Unser Überblick der ethnographischen Verschiedenheiten und der politischen Sonderbestrebungen innerhalb des türkischen Reiches läßt die Schwierigkeiten der Bildung einer einheitlichen politischen Nation erkennen. Eine solche war das Hauptziel der jungtürkischen Bewegung. Alle Angehörigen des Reiches ohne Unterschied des Glaubens und der Sprache sollten sich als Osmanen fühlen, Nationalbewußtsein und Vaterlandsliebe die Stelle des früher allein maßgebenden religiösen Ideals einnehmen. Daneben erhob auch der Panislamis-

mus sein Haupt zu Gunsten eines Zusammenschlusses aller mohammedanischen Elemente als sicherste Stützen des Staates. Diese nur sporadisch auftretende Bewegung war von vornherein aussichtslos, weil im Gegensatz zu den Grundsätzen moderner freiheitlicher Entwicklung; er bedeutete die Rückkehr zu den eben überwundenen Zuständen einseitiger politischer Bevorzugung einer Glaubensgemeinschaft. Aber auch der Osmanismus versagte, wie alsbald die Aufstände in Albanien und Jemen und der Balkankrieg zeigten. Er wollte im Grunde nur dasselbe, was andere national oder religiös gemischte Staaten, wie Rußland, Ungarn, Österreich, die Schweiz, angestrebt und zum Teil auch erreicht haben. Sehen wir schon in diesen Ländern, soweit der Nationalismus nicht durch brutale Gewalt getragen wird, große Schwierigkeiten hinsichtlich des politischen Nationalgefühles sich ergeben — Schwierigkeiten, von denen in diesem Kriege selbst die Schweiz nicht verschont geblieben ist —, so waren die Gegensätze innerhalb des türkischen Reiches noch schroffer und jedenfalls nicht in dem Tempo zu überwinden, das die jungtürkische Richtung der „Vereinigung für Freiheit und Fortschritt“ nach der Revolution von 1908 einschlagen zu können glaubte. Das Fehlschlagen der osmanischen Idee hat nun in den letzten Jahren zu einer neuen Bewegung geführt, die anscheinend immer mehr an Boden gewinnt und auf die nationalen Grundlagen des führenden Volkes zurückgreift, den Pantürkismus. Hand in Hand mit dem schon erwähnten Bestreben nach Reinigung der Sprache von ihren fremden Bestandteilen (s. o.) sucht diese Bewegung ihr Heil im Türkentum als solchem und im Anschluß an die sprach- und stammmverwandten türkischen Völker außerhalb des Reiches. In Erinnerung an die alte Volksheimat wird ein ideales Turan als Ziel hingestellt. Ein großer, der alten Türkei völlig fremder Gedanke liegt in dieser Verbindung der weit zerstreuten, ihrer Zusammengehörigkeit sich bisher kaum bewußten türkischen Völker zugrunde. Freilich liegt die Verwirklichung in weiter Ferne und ist ohne die Auflösung des russischen Reiches in seinen letzten Zielen überhaupt nicht durchführbar. Kürzlich hat sich ein „Komitee zum Schutze der Rechte der mohammedanischen türkisch-tatarischen Völker Rußlands“ gebildet — seine Denkschrift liegt mir vor — und die mitteleuropäischen Hauptstädte bereist, aber kaum die richtigen Stellen für die Unterstützung seiner z. T. ziemlich utopischen Bestrebungen (Wiederherstellung der Chanate der Krim und von Kasan!) gefunden. Anderseits ist nicht zu leugnen, daß unter den gebildeten und wohlhabenden Klassen der russischen „Tataren“ schon seit langem durch Gründung nationaler Schulen und anderer Wohlfahrtseinrichtungen die Pflege des Volkstums eine Stütze gefunden hat, die dem Pantürkismus Vorschub leisten könnte, sich aber schließlich auch mit einer fremden Staatsgewalt ebenso vereinbaren läßt, wie die nationale Kulturarbeit der Griechen im türkischen Reich.

Über die jüngste Bewegung des Pantürkismus orientieren mehrere Bände der von Ernst Jäckh herausgegebenen „Deutschen Orientbücherei“: 2 Tekin Alp, Türkismus und Pantürkismus 1915: 6 Halideh Edib Hanum, Das neue Turan 1916: 5 M. Kaufmann, Pera und Stambul 1915 (S. 193ff.: „Das Erwachen des türkischen Nationalismus“). Vgl. dazu o. S. 147 über die jungtürkische Bewegung.

Wie weit der Pantürkismus dem Reiche einen stärkeren Rückhalt geben kann, als der Osmanismus der Jungtürken, muß erst die nächste Zukunft lehren. Vorläufig äußern sich beide Bestrebungen in einer stark nationalistischen Rich-

tung, welche in den Erfolgen der Türkei während des jetzigen Weltkrieges eine begreifliche und berechtigte Nahrung findet. Sache der führenden Staatsmänner wird es sein, den Bogen nicht zu überspannen und die nichttürkischen Teile der Bevölkerung, insbesondere die arabische, durch kluge Berücksichtigung ihrer Gefühle für die gemeinsame Mitarbeit am staatlichen Leben zu gewinnen, wie es ja auch im Parlament und in den leitenden Beamtenstellungen tatsächlich schon geschieht. Gegenüber dem heute auf der ganzen Welt stärker als je hervortretenden Volksbewußtsein der durch Sprache und Kultur ausgeprägten Nationalitäten, wozu im Orient die oft noch schärfere religiöse Gliederung tritt, ist die Aufgabe der Zusammenfassung der staatserhaltenden Kräfte keine leichte und wird durch die eigentümliche Beschaffenheit des Staates als geographisches Gebilde noch erschwert.

Der Zusammenschluß der Länder um das östliche Mittelmeer zu einer politischen Einheit ist bisher nur großen Weltmächten gelungen, so den Persern, Alexander d. Gr., den Römern und den Osmanen auf der Höhe ihrer Entwicklung. Nach dem Verlust der afrikanischen Besitzungen und des größten Teiles der Balkanhalbinsel ist den Türken nur die eine Seite der von Südost-Europa über das rote Meer ziehenden Weltverkehrslinie geblieben, allerdings mit der wichtigen Schlüsselstellung der Meerengen. Mit Rücksicht auf letztere kann der Rest der europäischen Besitzungen als natürlicher Zubehör zum Kernland Klein-Asien betrachtet werden. Die syrisch-mesopotamische Tafel schließt sich als ein zwar anders geartetes, aber doch auf breiter Grundlage damit verbundenes Gebiet an. Dagegen kann der 2500 km lange Streifen von West-Arabien, so wichtig er für die Aufrechterhaltung des Kalifats ist, geographisch in keiner Weise von der Halbinsel Arabien getrennt und mit dem übrigen Reich zu einer Einheit verbunden werden. Nur in Verbindung mit der Herrschaft über Ägypten erscheint die arabische Gegenküste als ein natürlich geschlossenes Gebiet.

Die Verteilung des Besitzes auf drei Weltteile war an sich kein Hindernis für den Zusammenhalt des Reiches. Wie haben uns ja längst gewöhnt, das Mittelmeergebiet als eine geographische Einheit höherer Ordnung aufzufassen, und das römische Reich hat gezeigt, daß auch die politische Zusammenfassung unter günstigen Verhältnissen möglich ist. Aber sie war doch die Ursache, daß die geographische Gesamtbetrachtung des osmanischen Reiches darunter zu leiden hatte. In allen ausführlicheren Darstellungen der Länderkunde mußte sich die Türkei die Zerreißung nach der konventionellen Scheidung der Erdteile gefallen lassen, und auch bei der Behandlung der Mittelmeerländer als Ganzes konnte das türkische Reich in seiner besonderen Eigenart nicht zur Geltung kommen. Erst die Ereignisse der Gegenwart haben dieses Problem in den Vordergrund gerückt. Philippson hat jüngst in vortrefflicher knapper Übersicht[1]), E. Banse[2]) auf breiterer Grundlage den Versuch mit Erfolg unternommen. Ihn hier zu wiederholen, habe ich um so weniger Anlaß, als meine auf die ethnischen Grundlagen und die politische Entwicklung des Reiches im Zusammenhang mit den geographischen Voraussetzungen gerichteten Ausführungen ohnehin den ursprünglich gesteckten Rahmen weit überschritten haben. Aus dem gleichen Grunde

1) Das türkische Reich 1915 (Deutsche Orientbücherei 12).
2) Die Türkei. Braunschweig 1915. 2. Aufl. 1916.

muß ich es mir auch versagen, die neuerdings mit Recht viel erörterten wirtschaftlichen und Verkehrsverhältnisse des türkischen Reiches an dieser Stelle zu besprechen, und verweise deshalb noch auf die jüngst erschienenen Darstellungen von K. Wiedenfeld[1]) und H. Grothe[2]), die von letzterem herausgegebenen Sammelschriften[3]) und die bereits mehrfach erwähnte, von L. Ćwikliński[4]) veröffentlichte Sammlung von Vorträgen.

Zusammenfassung.

Die in längeren Zwischenräumen erschienenen Abschnitte dieser Studie und ihre Ausdehnung über räumlich und zeitlich weit auseinanderliegende Gebiete lassen eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse und der Hauptgesichtspunkte zweckmäßig erscheinen.

1. Die ethnischen Grundlagen der türkischen Staatenbildungen im Allgemeinen und des osmanischen Reiches im Besondern sind im türkischen Völkerkreis zu suchen. Dieser Begriff ist zunächst ein rein sprachlicher und als solcher scharf geschieden nicht nur vom finnisch-ugrischen Zweig des uralischen Astes, sondern auch von dem sonst nächstverwandten mongolischen Zweig des altaischen Astes der uralaltaischen Völker.

2. Die Turksprachen haben ganz ebenso wie die indogermanischen im Laufe der Zeit sich über viele Völker verbreitet, die ursprünglich ganz anderen Sprachgruppen angehörten und mit den alten Turkvölkern nicht gemeinsamen Stammes sind. Doch müssen wir dem türkischen Völkerkreis alle Völker zurechnen, welche heute ein türkisches Idiom sprechen oder in historischer Zeit nachweisbar ein solches gesprochen haben.

3. Die geographische Verbreitung der Turkvölker nach dem heutigen Stand wird bezeichnet im NO durch die Jakuten von der Kolyma bis zum Eismeer an der Mündung der Lena und Chatanga, im SO durch die Salaren in der chinesischen Provinz Kansu, im S durch die iranischen Türken, im W durch die alten türkischen Siedelungen in Mazedonien. Im NW bilden die Tschuwaschen an der Wolga oberhalb Kasan, dann die Baschkiren und die sibirischen Tataren bei Tobolsk die äußersten Glieder.

4. Die Zahl der heute lebenden Turkvölker ist auf mindestens 30 Millionen zu veranschlagen, davon etwa die Hälfte im russischen Reich. Die neuerdings von nationalistischer Seite angegebenen Schätzungen auf 60—70 Millionen sind übertrieben.

---

1) Die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen und ihre Entwicklungsmöglichkeiten. München 1915.

2) Türkisch-Asien und seine Wirtschaftswerte. Frankfurt 1916.

3) Länder und Völker der Türkei. Leipzig 1915 (darin Hennig, Die deutschen Bahnbauten in der Türkei); Das Wirtschaftsleben der Türkei. B. Die Grundlagen türkischer Wirtschaftsverjüngung, von F. Frech, A. Hänig, A. Sack. Berlin 1916; Beiträge zur Kenntnis des Orients (B. XIII Halle 1916); Deutsches Vorder-Asien- und Balkanarchiv i. Jahrg. 1916. Leipzig.

4) Balkan und Naher Orient. Wien 1916, darin u. A. F. Schaffer, Die wirtschaftlichen Verhältnisse Klein-Asiens; R. Friedrich, Die Orientbahnen; A. Frankfurter, Schiffahrtsverhältnisse Österreich-Ungarns in der Levante.

5. Im Gegensatz zur engen sprachlichen Verwandtschaft aller Turkvölker sind ihre Rassenmerkmale heute nichts weniger als einheitlich und aus verschiedenen Elementen gemischt (s. Satz 2). Es ist ferner durchaus irreführend, wenn in geographischen Schulbüchern und Atlanten die finnischen und türkischen Völker wegen ihrer sprachlichen Verwandtschaft ohne weiteres der mongolischen Rasse zugerechnet werden.

6. Für das türkische Urvolk ist mongolischer Rassentypus mit Bestimmtheit anzunehmen und für das erste nach Europa eingedrungene Türkenvolk, die Hunnen, sicher bezeugt. Von den heutigen Turkvölkern haben nur wenige einen ausgesprochen mongoloiden Typus bewahrt, am meisten anscheinend die Kirgisen. Schon im Tarimbecken, dann in Turkestan und bei den sibirischen Tataren hat sich türkisches Volkstum mit indogermanischen, iranischen (d. h. westasiatischen) und nordeuropäischen (bei den Wolgatataren) Elementen gemischt. Die Osmanen sind fast ganz in der seit Jahrtausenden am östlichen Mittelmeer bodenständigen Rasse aufgegangen.

7. Die Urheimat des Türkenvolkes ist mit Vambéry und Tomaschek in der Gegend vom Baikalsee und dem Stromgebiet der Selenga bis zum schwarzen Irtysch zu suchen.

8. Von dort sind die ältesten Staatenbildungen der Turkvölker auf nomadischer Grundlage ausgegangen, so das Reich der Hiungnu und von ca. 550—745 jenes des zuerst den Namen Türken (chines. Tukiu) tragenden Volkes. Letzteres dehnte seine Herrschaft vom Chingangebirge bis Buchara aus und hat zuerst seine Sprache schriftlich fixiert. Unter der ihm folgenden Herrschaft der Uiguren, 745—1209, erreicht die vorislamische Kultur der Türken ihren Höhepunkt.

9. Wanderungen. Seit dem Ende des Altertums schieben sich türkische Völker durch das osteuropäische Steppengebiet nach W vor und erreichen unter Führung der Hunnen 451 n. Ch. bei Orléans ihren westlichsten Punkt. Für die Avaren kann im Allgemeinen die Enns als Westgrenze gelten. Diese Völker sind wieder zurückgeflutet oder in den umwohnenden Völkern aufgegangen, so die Kumanen in den Magyaren, die Bulgaren in den Südslawen. Einzelne Reste haben sich als christianisierte Türken erhalten (Gagauzen usw.).

10. Die weltgeschichtliche Bedeutung der Turkvölker enthält eine Wendung von bleibender Tragweite durch die Annahme des Islams um 1000 n. Ch. Mit Ausnahme der außer geographischen Zusammenhang geratenen Jakuten löst sich damit die türkische Völkergruppe aus den kulturellen Beziehungen der ural-altaischen Völker und schließt sich damit dem arabischen Kulturkreis an, was äußerlich durch Annahme der arabischen Schrift zum Ausdruck kommt.

11. Die Beziehungen zum Islam und zur arabischen Kulturwelt weisen dem Wandertrieb des Volkes einen neuen Weg nach W durch Iran und Vorder-Asien. Auf diesem Wege gewinnt persische Sprache und Kultur einen wesentlichen Einfluß und gibt dem westlichen Türkentum sein eigenartiges Gepräge.

12. Aus Turkestan dringen seit dem 8. und 9. Jahrhundert türkische Elemente in steigender Zahl in das Kalifat und nach Ägypten ein. Sie bereiten den Boden für die politischen Eroberungen der Seldschuken und Osmanen und den Übergang der Führung des Islams von den Arabern auf die Türken.

13. Noch vor der osmanischen Herrschaft vollzieht sich die Türkisierung Klein-Asiens um 1300 unter seldschukischen, turkmenischen und mongolischen Herrschern.

14. Im Gegensatz zur rein asiatischen Landmacht der Seldschuken erstrebt der neue osmanische Staat von Anfang die Beherrschung der Meerengen als Bindeglied der europäisch-asiatischen Landbrücke und übernimmt das Erbe des oströmischen Reiches hinsichtlich der territorialen Ausdehnung wie in Bezug auf staatliche und kulturelle Einrichtungen (Lehensverfassung usw.).

15. Der Fortsetzung oströmischer Reichspolitik entspricht die Entwicklung zur Seemacht und die Ausdehnung der Herrschaft über Syrien und Ägypten, womit das Kalifat gewonnen wird. Mit der Eroberung Nord-Afrikas werden annähernd die Reichsgrenzen Justinians und der äußerste Westen türkischer Herrschaft an der Grenze von Marokko erreicht. Zugleich erstreckt sich der türkische Machtbereich auf den indischen Ozean.

16. Dem Höhepunkt politischer Macht von 1526—1683 entspricht die Entwicklung osmanischer Kunst und Literatur. Letztere hat auch auf geographischem Gebiet nicht unbedeutende Leistungen aufzuweisen.

17. Der Niedergang des Reiches und die Rückentwicklung von den peripherischen Teilen aus setzt mit dem Scheitern der zweiten Belagerung Wiens 1683 ein. Die Stellung der Türkenmacht geht nunmehr aus einer offensiven in eine defensive über.

18. Die rückläufige Entwicklung wird gefördert von außen durch die immer zielbewußter und unverhüllter auf die Zerstörung des Reiches hinarbeitende Politik Rußlands, von innen durch das lockere Gefüge des Staates und das Streben geographisch und national isolierter Teile nach selbständiger staatlicher Existenz.

19. Der Balkankrieg 1912/13 bezeichnet die letzte Phase der Rückbildung und die Konzentrierung des Reiches auf das Kernland Klein-Asien mit einem europäischen Vorland von der Größe der Steiermark sowie auf die arabischen Provinzen Vorder-Asiens.

20. Die seit Selim III. (1789—1807) und Mahmud II. (1808—39) beginnende Anpassung an europäische Verhältnisse führt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Ausbildung eines neuen Nationalgefühls, das sich als Jungtürkentum, Osmanismus, Turanismus, Pantürkismus in verschiedenen Richtungen äußert und der weiteren Entwicklung des Staates in modernem Sinne einen Rückhalt gibt.

Anhang.

S. 5: Jakuten. Die Arbeit von Böhtlingk (A. 1.) erschien als B. III von A. Th. v. Middendorff, Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens.

An Zahl und Widerstandskraft sind die Jakuten den übrigen sibirischen Urvölkern weit überlegen. Das erhellt besonders aus den Ausführungen von W. Jochelson (Semlewedenje 1895): „Im Laufe zweier Jahrhunderte haben die russischen Ansiedler im Innern der Provinz Jakutsk die jakutische Sprache und Kultur, ja selbst in ihrem Glauben die Lehren der Schamanenreligion angenom-

men. — Die jakutische Sprache vermittelt gegenwärtig auch für die russischen Elemente den Verkehr vom Amur bis zum Eismeer" (nach Ref. von Immanuel Pet. Mitt. 1896 Lb. 482).

S. 14: Dobrudscha. Eine neue ethnographische Karte mit Ausscheidung der Türkei, Tataren, Gagauzen usw. veröffentlicht St. Györffy in Földrajzi Közlemények 1916 H. 7.

S. 21: R. Pöch hat seine Untersuchungen seither noch in weiteren Gefangenenlagern auf jetzt im Ganzen etwa 6000 Gefangene ausgedehnt, darunter wieder neuerdings zahlreiche Vertreter der Turkvölker. Von seinen vorläufigen Berichten erschienen II in Mitt. Anth. Ges. Wien 46 (1916) 107—31 und Anzeiger d. k. Ak. d. W., Math. Kl. 1916 Nr. 14; III und IV ebd. Nr. 21 und 1917 Nr. 1. ferner „Phonographische Aufnahmen" in Sitz.-Ber. d. k. Ak. d. W., Math. Kl. Abt. III B. 124 und 125 (1916).

S. 23 f.: Zur Frage der Hiungnu schreibt mir Jireček: „Eine gehaltreiche Studie über die Reste der Sprache der Hiungnu in den chinesischen Quellen (15 Wörter) hat der Japaner K. Shiratori im Bull. Ac. Imp. St. Pétersbourg V. Serie B. XVII 1902 veröffentlicht. Er führt den Nachweis, daß die Hiungnu ein türkischer Stamm waren (Sinologische Beiträge zur Geschichte der Türkvölker II: Über die Sprache der Hiungnu und der Tunghu-Stämme)".

Bei dieser Gelegenheit sei auch bezüglich der Hunnen die an gleicher Stelle XIII 1900 veröffentlichte Abhandlung von F. Hirth, Sinol. Beitr. usw. „Die Ahnentafel Attilas nach Johannes von Thurócz" nachgetragen. Weiteres s. u.

S. 24 f.: Hatte ich schon die Vermutung von Tomaschek, die Arimaspen des Aristeas seien Turkvölker, mit Vorbehalt wiedergegeben, so wird der Zweifel daran durch die Bemerkungen von Partsch, Grenzen der Menschheit I (Ber. Sächs. Ges. d. W. 1916) S. 49 f. noch verstärkt. Auch sonst habe ich mich möglichst auf gesicherte Ergebnisse beschränkt und umstrittene Fragen der historischen Völkerkunde außer Spiel gelassen. Dazu gehört die schon von J. Oppert und F. Lenormant angenommene, neuerdings von F. Hommel vertretene Ansicht, daß die älteste Bevölkerung Babyloniens, die Erfinder der später von den Semiten übernommenen Keilschrift, die Sumerier, der altaischen, oder wie man sich früher unpassend ausdrückte, der „turanischen" Völkergruppe angehörten. Hommel hat bereits in seinem „Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients" I 1904 S. 20 ff. die Verwandtschaft des Sumerischen mit dem Alttürkischen vertreten und glaubt jetzt, nach persönlicher Mitteilung, den Beweis auf umfassender Grundlage führen zu können. Ohne der Veröffentlichung seines Materials vorgreifen zu wollen, möchte ich auf die Bemerkung von Ed. Meyer (Gesch. d. Alt. I § 362) hinweisen: „Soweit wir bis jetzt sehen, sind sie (die Sumerier) ein völlig isoliertes Volk; es ist nicht gelungen, ihre Sprache mit irgend welcher Sicherheit mit einer anderen in Verbindung zu bringen." Auch F. Delitzsch, Sumerische Sprachlehre 1914 scheint die Sprache noch für völlig isoliert zu halten, während G. Hüsing, Völkerschichten in Iran (Mitt. Anthr. Ges. Wien 1916, 221) jetzt an Verwandtschaft mit dem Birmanischen denkt. Hält Hommels Annahme stand, dann hätten wir hier natürlich das weitaus älteste Beispiel türkischer Sprache und Volkstums. Mit dem, was wir sonst über die Urheimat und die allmähliche Ausbreitung der Turkvölker wissen, ist das isolierte Auftreten eines solchen am Euphrat um 3000

v. Chr. freilich schwer zu vereinigen und erscheint geographisch wie ethnographisch als Rätsel.

Unter dem letzteren Gesichtspunkt wesentlich näher liegend wäre die früher viel verbreitete Annahme, daß die von 250 v. Chr. bis 226 n. Chr. über Iran herrschenden, aus den Römerkriegen hinlänglich bekannten Parther ein türkisches oder doch „turanisches" Volk gewesen seien, so Vambéry, Türkenvolk 55f. und noch Schurtz bei Helmolt III 271f. Heute scheint jedoch allgemein anerkannt, daß auch die Parther Iranier waren und Pahlavi (Pehlevi) nichts anderes als die Sprache der Parther (altpers. Parthava) bedeutet, s. Nöldeke, Aufsätze zur persischen Geschichte 1887 S. 156; Paul Schwarz, Iran im Mittelalter III (1912) 145; Hüsing a. a. O. 205. Letzterer rechnet die Parther mit den indogermanischen Bewohnern von Afghanistan zu den Sakern, die er als besondere Gruppe zwischen Indern und Iraniern einschiebt (daher die Landschaft Seistan, altpers. Sakastane). Die türkische Herkunft der Parther kann damit als erledigt gelten.

Das Türkentum wurde eine für Iran bedrohliche Macht erst, seit es in Turkestan die Oberhand gewonnen und diesem Teile Asiens den Namen gegeben hatte, insbesonders als dort im 6. Jahrhundert das alttürkische Reich als neue asiatische Großmacht der Sassanidenherrschaft gegenüber und mit der westlichen Großmacht von Byzanz in Verbindung trat (S. 26). In größerer Masse ist türkisches Volkstum erst nach der Annahme des Islam mit Ende des 10. Jahrhunderts in Iran eingedrungen (S. 38, 40). Diese Zeit des Kampfes zwischen Türken und Iraniern spiegelt sich in dem großen persischen Nationalepos des

Firdusi.

Nachdem ich vorliegende Arbeit in Angriff genommen, habe ich mich eingehender mit dem „Königsbuch" (Shahnameh) dieses größten persischen Dichters (940—1020) beschäftigt, dessen schönste Teile uns in einer, von einer vortrefflichen Einleitung begleiteten Übertragung des Grafen Schack (Heldensagen des Firdusi 1851 u. ö.) vorliegen.

Die von F. Rückert begonnene, aus seinem Nachlaß herausgegebene Übertragung (Firdosis Königsbuch. Berlin 1890—95) ist leider unvollendet geblieben, so daß wir vollständige Übersetzungen nur in anderen Sprachen besitzen. Grundlegend ist die von dem Schwaben J. Mohl besorgte Riesenausgabe mit französischer Übersetzung (Collection orientale 1838—78 in 7 Foliobänden), handlich die italienische von J. Pizzi (8 B. Turin 1886—88), die letzte englisch von A. G. Warner und E. Warner (5 B. London 1905—10), „weder Übersetzung noch Umschreibung" nach Or. Bibl. 23/24 S. 407.

Die Versuche, aus dem reichen dichterischen Inhalt des Epos die historischen Bestandteile herauszuschälen, wie sie J. v. Hammer, Graf Schack und noch F. Justi (Gesch. des alten Persiens 1879 S. 30—38) unternommen haben, werden von Neueren als aussichtslos betrachtet, so von C. Wachsmuth, Einl. in das Stud. d. alten Gesch. 1895 S. 476f. Das gilt für einzelne Personen und Ereignisse, nicht aber für den großen Hintergrund des Kampfes zwischen Iran und Turan.

Den geographischen Horizont des Dichters, die persische „Oikumene" des Mittelalters, zeichnet in großen Strichen die Teilung des als Weltherrschaft gedachten Reiches unter Feriduns Söhne:

In Rum und Chawer und in Iran schied
In Tschin und Turkestan er sein Gebiet.

Rum ist natürlich das oströmische Reich, Chawer eine allgemeine Bezeichnung für Abendland. China (Tschin) und daneben an anderen Stellen gelegentlich Indien (Hind) sind die Länder des Ostens. Im Norden liegt „der Turkomanen weite Flur“, das Land Ahrimans und der Finsternis, von wo dem Lichtreich Irans stets das Unheil droht. Der Dschihun (Amu Darja) bildet die Grenze beider Reiche.[1]) Dort herrscht der furchtbare Türkenschah Afrasiab, und von dort entspinnen sich die Jahrhunderte füllenden Kämpfe, deren Schilderung durch die Gewalt der Dichtung mitunter Züge des heutigen großen Völkerringens annimmt.

„Nachdem der von Afrasiabs Tochter gebohrne Sohn des Sijawusch, Kai Chosru, aufgefunden und auf den Thron von Iran erhoben worden ist, beginnt ein Krieg, der entsetzlicher als alle früheren, Jahrzehnte hindurch ganz Mittelasien wie ein verheerender Orkan durchtobt. Ganze Geschlechter der Menschen werden von diesem Sturm zu Boden geschmettert, alle umliegenden Völkerschaften zieht er in seine Wirbel hinein und weithin bis an die Grenzen des Weltteils schlägt das brandende Meer seine Wogen. Fort und fort tobt der Krieg zwischen Iran und Turan, ungeheuer sind die Verluste, welche die Iranier erleiden. Alle Kräfte muß Kai Chosru aufbieten, um nicht gänzlich dem Feinde zu erliegen, ganz Hochasien erhebt sich wider ihn, zahlreiche Fürsten mit ihren Heeresschwärmen kommen den Turaniern zu Hilfe, vor allem der furchtbare Kamus und dann der Chakan von Tschin; ein Völkerkampf entbrennt, wie nie einer gekämpft wurde“ (Schack, Einleitung 64f. 96f.).

Die zahlreichen Handschriften des Shahnameh sind ebenso wie andere persische Handschriften vielfach mit kunstvollen Bildern geschmückt. Das im Koran nicht ausdrücklich ausgesprochene, erst von der sunnitischen Theologie ausgebildete Bilderverbot hat für die schiitischen Perser nie Geltung gehabt. Es kam mir deshalb der Gedanke, die bildlichen Darstellungen darauf zu prüfen, ob der Gegensatz von Iraniern und Turaniern auch in der Auffassung der Rasse und völkischen Eigenart zum Ausdruck kommt. Ich habe die miniierten Handschriften der Staatsbibliothek in München und der Hofbibliothek in Wien sowie die Hauptwerke über persische Miniaturen[2]) daraufhin durchgesehen und einen solchen Gegensatz nicht feststellen können. Mag eine genauere Durchforschung auch Unterschiede der Tracht und Bewaffnung ergeben, die Vorstellung von einer den Iraniern entgegengesetzten Rasse der Bewohner Turkestans kommt in den Bildern so wenig zum Ausdruck wie in der Dichtung, die doch den Unterschied der Sprache scharf betont. Das stimmt durchaus zu der früher (S. 20, 97) hervorgehobenen Tatsache, daß wenigstens im südlichen Turkestan der Rassentypus weit mehr iranisch als mongolisch ist. Eine Ausnahme machen die von etwa 420—550 in Turkestan herrschenden „Weißen Hunnen“ (S. 26); ihre Münzen zeigen deutlich mongolischen Typus[3]), wie er nach der Überlieferung den Hunnen überhaupt zugeschrieben wird (S. 24, 97).

---

1) Hüsing a. a. O. 200ff. trennt den Namen Turan ganz von Turkestan und bezieht ersteren auf die vorindogermanische Bevölkerung von Belutschistan, die in den heutigen Brahui fortlebt. Erst durch Firdusi sei der Name auf das Land der Türken übertragen worden.

2) F. R. Martin, the Miniature Painting of Persia, India and Turkey. London 1912. — G. Marteau, Miniatures Persanes. Paris 1913. — Ph. Walter Schulz, Die persisch-islamische Miniaturmalerei. Leipzig 1914 (z. B. Tafel 47).

3) Nachweise in meinen „Anfängen der Völkerkunde“. Zu Ratzels Gedächtnis 276. Bei dieser Gelegenheit sei die neueste zusammenfassende Arbeit über die Hunnen von M. Kießling in Realencykl. d. kl. Alt. VIII 2583—2615 nachgetragen. Er setzt die

Unter den persischen Miniaturen fand ich neuerdings bei Martin Taf. 82 das Bild eines mongolischen Fürsten, auf Seide gemalt, wahrscheinlich von dem großen persischen Maler Behzad (15. Jahrhundert), das deutlich mongolischen Rassentypus zeigt, ebenso der mongolische Reiter ebd. Taf. 87. Sehr bezeichnend sind ferner der Chan von Kiptschak (15. Jahrhundert) bei Schulz Taf. 31 mit deutlicher Mischung russischer und mongolischer Elemente (großer Bart und ausladende Jochbogen), sowie der turkmenische Reiter von 1719 ebd. Taf. 183, ein scharf individualisierter, dem iranischen sich nähernder Typus. Auf den Einschlag arischen Blutes bei den Turkmenen wie auch bei nördlichen Turkvölkern weist neuerdings Hüsing S. 245f. hin. Ebd. 231ff. neues Material über Rassentypen in altorientalischen Bildwerken.

S. 36f: Bezüglich der Herkunft der Bulgaren schreibt mir K. Kaßner, daß die auch in seinem „Bulgarien" (Leipzig 1916) vertretene türkische Abstammung ebenso von dem bulgarischen Slavisten L. Miletitsch verteidigt wird. Den Donauübergang „seit 660" (sonst allgemein 679) hatte ich nach Tomaschek Realencykl. III 1043 („zwischen 660—668") angesetzt; aus Kassner 4 ersehe ich, daß J. B. Bury, Hist. of the Later Roman Empire 1889 das Jahr 659/60 annimmt.

Türkische Kunst.

Was S. 41 und 56 zur Kennzeichnung der kulturhistorischen Stellung der Turkvölker darüber bemerkt ist, findet jetzt eine großzügige fachmännische Würdigung in dem soeben erschienenen Werke von J. Strzygowski, Altai-Iran und Völkerwanderung. Leipzig 1917. Aus dem Abschnitt „Die Türkvölker und der altaische Kreis" entnehme ich zunächst folgende allgemeine Feststellung (S. 153):

„Die ganz allgemeine Frage, ob die Türken überhaupt für bildende Kunst zugänglich waren, müssen wir rückschließend doch wohl bejahen. Ich erinnere daran, daß erst die Osmanen in Konstantinopel das von den Byzantinern nicht übernommene altchristliche Raumwunder der Sophienkirche in genialer Weise weiterbildeten, anderseits die Seldschuken in Kleinasien eine Architektur einbürgerten, die an Monumentalität der Außenwirkung kaum überboten werden kann, und endlich die türkischen Tuluniden in Kairo schon im 9. Jahrhundert Denkmäler schufen, die bis auf den heutigen Tag zum Bedeutendsten gehören, was nach der Pharaonenzeit am Nil entstanden ist".

Die Anfänge der Kunst bei den Turkvölkern Innerasiens bewegten sich nach Strzygowski hauptsächlich in zwei Richtungen: Metallarbeiten in Anschluß an den alten Bergbau im Altai und Textilkunst. Für letztere ist besonders beachtenswert, was S. 155ff. über „Rankenteppich und Zelt" gesagt ist. Es ist hiernach kaum zweifelhaft, daß die Türken die Kunst des Teppichknüpfens aus Inner-Asien nach dem Westen verpflanzt haben.

Nach J. v. Karabacek, Die persische Nadelmalerei Susandschird 1881 S. 189ff. muß allerdings die Teppichkunst in Persien schon im 6. Jahrhundert hochentwickelt gewesen sein. Aber die erhaltenen Teppiche reichen im Allgemeinen nicht über das 16. Jahrhundert zurück, s. A. Riegl, Altorientalische Teppiche 1891; W. Bode, vor-

---

Unterwerfung der Hephthaliten oder Weißen Hunnen durch das alttürkische Reich zwischen 563 und 567. Daß die orientalischen Völker fremde Rassentypen sehr wohl darzustellen verstanden, habe ich a. a. O. und „Anfänge der Völkerkunde in der bildenden Kunst" (Korr.-Bl. Anthr. Ges. 1905) gezeigt.

derasiatische Knüpfteppiche o. J. (1901); R. Neugebauer und J. Orendi, Orientalische Teppichkunde 1909; F. R. Martin, History of Oriental Carpets 1906—8; F. Sarre, Meisterwerke mohammedanischer Kunst I 1912. Die von mir S. 41 angeführte Stelle aus Marco Polo scheint das älteste Zeugnis kleinasiatischer Teppichkunst zu sein.

Zu den S. 16, 20, 42f. besprochenen Bevölkerungsverhältnissen Klein-Asiens, wozu auch die Beiträge von H. Zimmerer und F. Hommel bei R. Oberhummer, Durch Syrien usw. zu vergleichen sind, möchte ich noch auf die beachtenswerten Ausführungen von K. Dietrich über „Das Griechentum Klein-Asiens" (bei Grothe, Länder und Völker der Türkei 1915) hinweisen, das hiernach in starkem Fortschreiten begriffen ist (jetzt eine Million gegen 625 000 vor 25 Jahren); ferner auf den Abschnitt „Bevölkerung" bei H. Grothe, Vorder-Asienexpedition II 128—84, der hauptsächlich das südöstliche Klein-Asien betrifft. Was dort 135—48 über den turkmenischen Stamm der Awscharen gesagt ist, der im 15. Jahrhundert eingewandert zu sein scheint, ist sowohl für die Frage der Türkisierung Klein-Asiens wie für die o. S. 67f. besprochenen Unabhängigkeitsbestrebungen innerhalb des türkischen Reiches (Staaten im Staate) von Bedeutung. Auch nach der Umwandlung des Emirats Karamanien in eine osmanische Provinz (nach Grothe 1487) blieben die nomadisierenden Awscharen unter ihren Stammesfürsten unabhängig und haben sich so bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erhalten. Seither sind sie teilweise seßhaft gemacht und stehen unter der Kontrolle der Regierung.

Die S. 49 nur kurz gestreifte Morphologie des Chersonnes (Halbinsel von Gallipoli) hat seit den Arbeiten von Philippson (G. Z. 1898), Cvijić (Pet. Mitt. Erg. H. 162) und R. Hoernes (Sitz.-Ber. Ak. Wien 1909) jetzt eine neue Beleuchtung erfahren durch die Untersuchungen von W. Penck, Bau und Oberflächenformen der Dardanellenlandschaft. Z. Ges. f. Erdk. 1917, 30—49. Ohne auf die Ergebnisse hier näher einzugehen, möchte ich nur folgenden meine Bemerkung (S. 49) fast wörtlich bestätigenden Satz hervorheben (S. 42): „Gallipoli — Penck gebraucht den Namen in dem, wie o. S. 57 gezeigt, erst während des Krieges üblich gewordenen Sinne kurzweg für die Halbinsel — gehört tektonisch zu Klein-Asien; seine Angliederung an die alten Massive des europäischen Kontinentes, das Ergebnis späterer Vorgänge, erscheint sozusagen als etwas Zufälliges."

Zum Lageplan von Adrianopel (S. 50) verdanke ich K. Peucker die Mitteilung, daß vom Hauptbahnhof in Odrin kürzlich eine 3 km lange Stichbahn nach Edirne fertiggestellt wurde, wovon 1,8 km auf bulgarischem, 1,2 km auf türkischem Boden liegen. Sie endigt an der Maritzabrücke. Leider konnte die Kartenskizze für mein Klischee nicht mehr verwendet werden.

Die sonst so spärliche Literatur über Adrianopel ist jetzt um einen gehaltvollen Artikel von J. H. Mordtmann in Enc. d. Islam II 1—3 bereichert. Das Jahr der türkischen Eroberung steht nicht fest, wahrscheinlich 1363. Auch nach der Eroberung von Konstantinopel blieb Adrianopel zweite Residenz und war von Achmed I. (1603—17) bis Mustafa II. (1694—1703) Lieblingsaufenthalt der Sultane. Wertvolle Nachweise aus türkischen Quellen und älteren Reisewerken.

Zu Tafel II: Jireček schreibt mir: „Von den seldschukischen Dynastien Klein-Asiens leben noch Nachkommen der Isfendiare von Kastamuni und Sinope, jetzt Ismailbeg genannt, in Philippopel und in Markov am Fuß der Rhodope bei Philippopel; s. Jireček, das Fürstentum Bulgarien 139. Die Herrschaft der Isfendiare fand erst 1461 ihr Ende durch Mohammed II.

Halbmond.

Die späteren Sassanidenmünzen (S. 54) des 5. und 6. Jahrhunderts tragen tatsächlich Halbmond und Stern am Rande, wie zahlreiche Beispiele des k. k. Hofmuseums zeigen, ebenso W. Marsden, Oriental Coins 1825 und A. Longpérier, Médailles de la dynastie Sassanide 1840. An einen Zusammenhang mit dem türkischen Feldzeichen (s. u. S. 106) glaube ich trotzdem nicht, zumal das Symbol schon auf antiken Münzen vorkommt, s. meine „Phönizier in Akarnanien" S. 66f. und Head, Hist. Nummorum. Dagegen fand ich folgende, anscheinend bisher unbeachtet gebliebene Stelle bei Firdusi IX 17 Schack, wo es von den Sijawusch einholenden Türken heißt:

vier Elefanten,
Schneeweiß von Farbe, waren in dem Zug;
Ein blaues Banner, das der erste trug
Und das den halben Mond als Zeichen wies,
Hing über einem Thronsitz von Türkis.

Bei Rückert B. II 75 lautet die Stelle:

Dann schmückt er vier Elefanten weiß;
Der eine trug einen Türkisthron,
Dahinter die Fahne wie Baumeskron',
Ihr Knauf wie Goldmond, der Grund violett,
Von Seidenzeug mit Gold durchnäht.

Die andern Übersetzer (o. S. 100) geben: „Le drapeau était surmonté d'une lune d'or, le fond en était violet" (Mohl II 505): „Era la punta Una luna dorata e violetto Del drappo era il color" (Pizzi II 404); „a flag of treelike size, surmounted by a moon; the flag was gold-embroidered violet silk" (Warner II 258f.) Das Zeugnis Firdusis führt in dieselbe Zeit um 1000, für welche Mirchond a. a. O. zum erstenmal den Halbmond als türkisches Feldzeichen in der Gegend von Balch erwähnt. Da nach Firdusi Sijawusch eben in Balch eingezogen ist und dem Afrasiab am Dschihun als der Reichsgrenze entgegentritt, ist auch das Zusammentreffen der Örtlichkeit nicht ohne Bedeutung. Firdusi mag am Hofe des Sultans Mahmud I. von Ghasna dasselbe gehört haben, was Mirchond berichtet.

Sultan.

Der uns geläufige arabische Titel Sultan (o. S. 40) wird von den ersten osmanischen Herrschern, die sich wie die übrigen türkischen Fürsten Klein-Asiens Emire nannten, nicht geführt, ihnen aber nachträglich beigelegt. Nach Hammer Gesch. I. 64, 115, 195 hätte Bajesid I. (1389—1403) zuerst den Titel angenommen bez. vom Kalifen in Kairo erhalten, nach A. D. Mordtmann, Eroberung Konstantinopels 145, dem Hertzberg 638 folgt, erst Mohammed II. im J. 1473. Die Sache ist offenbar noch aufzuklären. Für die ältere Zeit vgl. A. Müller I 556, 569;

Hertzberg 166. F. v. Kraelitz verdanke ich hierzu folgende Mitteilung: „Seit wann die osmanischen Herrscher den Titel Sultan führen, ist noch nicht völlig geklärt. Sicher ist, daß ihn alle Seldschukenherrscher, also auch der letzte Ala eddin III. († 1307) geführt haben. Was den Brief anbelangt, durch den Bajesid I. im J. 797 d. H. (1394/5) den Kalifen bat, ihn als Sultan anzuerkennen, wie Hammer schreibt, so ist es noch gar nicht ausgemacht, ob der erwähnte Brief wirklich echt ist. In ihrem eigenen Reiche haben sich die Osmanenherrscher wohl schon vor Bajesid I. Sultane genannt. Die älteste bisher bekannte Münze, auf welcher der Titel Sultan vorkommt, ist eine Kupfermünze, die unter Murad I. (1360 — 89) geprägt wurde. Der älteste osmanische Historiker Aschikpascha-zade, der im 15. Jahrhundert lebte und gegen Ende desselben im hohen Alter von 86 Jahren seine Geschichte zu schreiben begann, führt erst Mehmed I. (1413 — 21) mit dem Titel Sultan an.

Ähnlich verhält es sich mit dem Titel Chan. Auf Münzen kommt er ebenfalls auf einer Kupfermünze Murads I. vom J. 790 d. H. (1388) vor. Interessant ist, daß Aschikpascha-zade erst Murad I. immer mit dem Titel als „Murad Chan" nennt, während er die beiden ersten Osmanenherrscher Osman I. und Orchan nur mit dem Titel Ghazi[1]) anführt, obwohl er die eigenen Worte Osmans zitiert, mit denen dieser seine Würde ausdrücklich als die eines Chans im Gegensatz zu der Sultanswürde des Seldschukenherrschers bezeichnet. Auch in der Anrede, mit der nach dem Tode Ala eddin III. (s. o.) Osman die Herrschaft übertragen wurde und die uns der Geschichtschreiber Lutfi überliefert (s. o. S. 45), wird die zu übertragende Würde ausdrücklich als die eines Chans bezeichnet."

Der Titel Chan, jetzt meist dem Namen des regierenden Sultans nachgesetzt, ist altaischen Ursprungs und war sowohl bei den Türken Innerasiens (s. o. S. 28 f.) wie bei den Mongolen für Stammeshäupter gebräuchlich. Die daneben für den obersten Herrscher der Mongolenreiche wie auch für den Kaiser von China (vgl. o. S. 101) gebrauchte Form *Chagan* ist nach v. d. Gabelentz wahrscheinlich die ältere Form von Chan in der mongolischen Schriftsprache und wird jetzt auch von den Mongolen *chan* ausgesprochen (Kekule 4 f.).

Der ebenfalls für den Sultan gebrauchte Titel Padischah ist persischen Ursprungs und bedeutet, wie mir M. Bittner mitteilt, *pād-i-šāh* „Herr, welcher ein königlicher". *Pad* gehört wurzelhaft zu Skr. *patis* Herr, Gatte, fem. *patni*, gr. *πότνια*, *δεσ-πότης*, lat. *potens* usw., s. G. Curtius, Griech. Etym. 377.

Zum Schlusse füge ich noch eine freundliche Mitteilung von F. v. Kraelitz über den uns am meisten geläufigen Titel Pascha bei. „Pascha ist ein türkisches Wort, var. *Bascha*, *Besche* (namentlich osttürkisch) und hängt mit *basch* 'Haupt' zusammen. Nach Osmanzade, † 1136 d. H. (1723/4), dem Verfasser des biographisch-historischen Werkes Hadīkat al-vuzerā (Garten der Wesire), war Pascha bei den Türken ein Titel für den älteren Bruder. Da der ältere Bruder Orchans, Ala eddin Ali Pascha, der erste Wesir war und als solcher berühmt

1) Ghazi bedeutet Führer einer *ghazwa* (davon unser Razzia) d. h. eines Raub- oder Kriegszuges, wie sie die arabischen Stämme seit jeher untereinander zu unternehmen pflegten, weiterhin Glaubensheld, siegreicher Führer im Kampf gegen die Ungläubigen. In diesem Sinne hat auch der jetzt regierende Sultan Mohammed V. nach der siegreichen Abwehr des Angriffs auf Gallipoli den Ehrentitel Ghazi angenommen. Anm. d. Verf.

wurde, ist Pascha ein Titel für alle Wesire geworden. In der Form *Besche* ist es auch ein Titel angesehener Dorfbewohner in Anatolien."

Zum Pascha als militärischer Würdenträger gehört das alttürkische Feldzeichen des Roßschweifes, türk. *tugh*, mong. *tuk*. Das Zeichen erinnert an die bei den alten Türken Innerasiens so stark hervortretende Stellung des Pferdes (s. o. S. 30f.). Es war ein von einem vergoldeten Halbmond herabwallender Pferdeschweif, an einer oben in eine vergoldete Kugel endigende Stange befestigt, und wurde dem Inhaber im Kriege vorangetragen. Der Sultan hatte 9 (nach andern 6), der Wesir 3, die übrigen Paschas nach Rang 3-1 Roßschweife. Mit der Vernichtung der Janitscharen 1826 wurden auch die Roßschweife abgeschafft (Kekule 10).

Ein türkisch-mongolisches Wort ist endlich auch der Titel Aga (osm. = Herr, osttürk. = älterer Bruder, jakut. = Vater, koibal. und karagass. = Oheim, tschuwasch. = ältere Schwester, mong. Anrede für Prinzessinnen), s. Huart in Enc. d. Islam I 191. Bezeichnend für den Werdegang des Osmanentums ist, daß die Titel Chan, Pascha, Beg, Aga, Sandschak alttürkischen, Padischah persischen, Sultan, Emir, Wesir, Wali, Mutessarif usw. arabischen, Effendi und Defterdar griechischen Ursprungs sind.

Register.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten der Sonderausgabe, ohne Rücksicht, ob das Schlagwort ein- oder mehrmal im Text oder in den Anmerkungen vorkommt. Hauptstellen sind durch Fettdruck kenntlich gemacht.)

Autorenregister.

Sachregister.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.